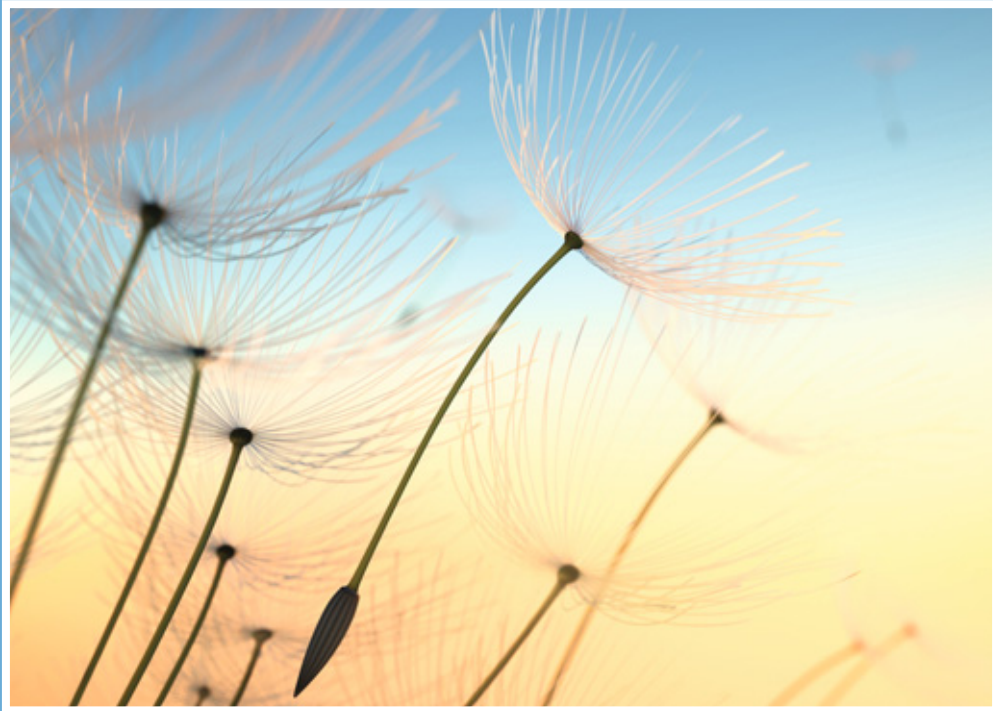

33. SCHREIBWETTBEWERB 2022

Was Freiheit für mich bedeutet



Die Freiheit besteht darin, dass man alles das tun kann,
was einem andern nicht schadet.

Aus Artikel 4 der Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte
(Fassung von 1789 | Matthias Claudius)



Rückblick auf die Preisverleihung 2021



Die Jury hatte es auch 2021 nicht leicht, die Preisträger*innen auszuwählen, da die qualitativen Unterschiede der Beiträge wieder einmal gering waren. 41 Autorinnen und Autoren nahmen mit 59 Beiträgen teil, und es konnten von den Sponsoren 20 Geldpreise übergeben werden. Zudem erhielten alle ein Ticket für die Mineraltherme Böblingen und das Leseheft.

Die Abschlussveranstaltung fand aufgrund der Corona-Einschränkungen nur im kleinen Kreis mit begrenzter Teilnehmerzahl statt: 20 Preisträger*innen waren eingeladen, 16 kamen. Ein Gruppenbild war wegen der gebotenen Abstandsregeln nicht möglich.

Die jüngste Einsenderin mit elf Jahren, Alena Smuda aus Rheinfeldern, wurde von ihrer Großmutter begleitet.

Als ältester Einsender nahm Alfred Pich aus Leonberg mit 99 Jahren am Wettbewerb teil, und die älteste Einsenderin, Gertrude Track aus Warmbronn, sandte mit immerhin 88 Jahren einen Beitrag. Herr Pich war selbst bei der Preisverleihung anwesend, Frau Track erhielt ihren Preis zuhause von Peter Renelt im Namen des KSR überreicht.

Ein besondere Freude war, dass Elisabeth Feltmann, eine Teilnehmerin aus dem Böblinger Seniorenheim Hildegard, einen Preis erringen konnte. Sie ließ es sich nicht nehmen, ihn in Begleitung von Frau Fischer, Betreuerin im Heim Hildegard, persönlich entgegen zu nehmen.

Die Veranstaltung wurde von Senta Eisenbacher am E-Piano wieder gekonnt musikalisch umrahmt.



Die Sponsoren und Preisträger*innen 2021

- *Kreisseniorenrat Böblingen e.V.:*
Alena Smuda (1.), Alfred Pich (2.),
Gertrude Track (3.), Susanne Schneider (4.).
- *Kreissparkasse Böblingen:*
Detlef Wendt*, Daniela Mieth (6.),
Ingrid Michel (7.), Ortrun Kollmann (8.),
Hans Schnaible (9.), Elisabeth Feltmann (10.),
Dagmar Meyer (11.), Michelle Khanh Phan (12.),
Ulrike Kirst (13.), Beate Huhn (14.),
Maria Rabe (15.), Sevilay Kurtoglu*.
- *Leonberger Kreiszeitung:* Renate Strauss (17.).
- *Kreiszeitung Böblingen:* Uwe Jens (18.).
- *SZ/BZ:* Brigitte Schmidt (19.).
- *Gäubote/Herrenberger Zeitung:* Elena Lenz (20.).

* Herr Wendt und Frau Kurtoglu sind nicht abgebildet.

Was Freiheit für mich bedeutet

Leseheft



Mit freundlicher Unterstützung von



LEONBERGER
KREISZEITUNG

KREISZEITUNG
Böblinger Bote



GAUBOTE
Die Herrenberger Zeitung

Der Kreissenorenrat Böblingen e.V.
bedankt sich bei allen Sponsoren sehr herzlich
für ihre jahrelange Treue.

Bedeutung von Freiheit



Bereits zum 33. Mal fand der beliebte Schreibwettbewerb des Kreissenioresrates statt.

Der Wettbewerb zeigt jedes Jahr aufs Neue, wie kreativ der Landkreis Böblingen ist. Mit dem diesjährigen Motto »Was Freiheit für mich bedeutet« greift der Kreissenioresrat ein hochaktuelles Thema auf.

In Zeiten der Corona-Pandemie wurde eindrücklich klar, was die Einschränkung von Freiheiten bedeutet. Während der Lockdowns war nur noch Weniges möglich. Umso mehr schätzen wir nun die Freiheit, Familie und Freunde zu treffen und bei Veranstaltungen zu sein.

Auch der Ukraine-Krieg zeigt deutlich die Bedeutung von Freiheit. Er macht bewusst, welche Freiheiten das Leben in einer Demokratie mit sich bringt wie zum Beispiel die Wahlfreiheit, freie Meinungsäußerung und die Freiheit zu entscheiden, wo man leben möchte. Abgesehen von diesen aktuellen Ereignissen hat jeder Mensch in seinem Leben Situationen erlebt, in denen Grenzen erlebt und überwunden wurden mit einem befreienden Gefühl der Freiheit.

In diesem Leseheft finden Sie die besten Geschichten zum Thema »Was Freiheit für mich bedeutet«. Viele interessante Texte von insgesamt 50 Autorinnen und Autoren sind eingegangen. Unter anderem haben sich zwei Pflegeheime beteiligt. Ich bedanke mich ganz herzlich bei allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern.

Herzlich möchte ich auch dieses Jahr den engagierten Organisatoren und Jurymitgliedern danken, die diesen Wettbewerb möglich machen.

Die Preisträgerinnen und Preisträgern beglückwünsche ich zu ihrem persönlichen Erfolg.

Allen Leserinnen und Lesern wünsche ich nun viel Freude bei der Lektüre!

Ihr

Roland Bernhard
Landrat

Freiheit bedeutet, Verantwortung zu übernehmen



»Der Mensch wird frei geboren und überall liegt er in Ketten«, lautet der erste berühmte Satz aus Rousseaus Gesellschaftsvertrag. Sein Werk gilt als Wegbereiter für die heutige moderne Demokratie. Schon die Idee, ein Staat könne als Ergebnis eines Vertrags aufgefasst werden, der auf einer Vereinbarung gleichberechtigter Partner beruht, barg damals ungeheure Sprengkraft. Und ist heute mit Blick auf den Ukraine-Krieg aktueller denn je.

Kulturelle Strukturen, Traditionen, Fortschritt, Arbeits- und Wirtschaftsideologien sind alles Faktoren, die sich subtil auf unsere subjektive Freiheit auswirken. Ist das schlecht? Nein! Denn die absolute Freiheit im Sinne einer Grenzenlosigkeit, die keine Rücksicht auf ihre Umwelt und Mitmenschen nimmt,

ist fatal. Wir alle kennen Werbeversprechen, die mit dem Freiheits-Begriff sehr sorglos umgehen und eine Welt suggerieren, in der jeder seine individuelle Freiheit verwirklichen kann. Doch macht es nicht mehr Sinn, Freiheit und Verantwortung zu verknüpfen? Der Mensch ist frei, wenn er mittels Verantwortung die bestmögliche Option wählt, denn dieses Pflichtbewusstsein leitet ihn zur optimalen Entscheidung für alle Beteiligten. Der Akteur oder die Akteurin handelt somit umsichtig und nimmt unter Berücksichtigung unterschiedlicher Bedürfnisse die Umwelt wahr.

Liebe Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Schreibwettbewerbs, dieses Jahr erreichten uns 54 Beiträge. Verfasst wurden diese von 50 Autor*innen, die zwischen 10 und 100 Jahre alt sind. In den Beiträgen wurden vornehmlich vielfältige Erfahrungen im Zusammenhang mit der Corona-Pandemie und den aktuellen politischen Geschehnissen schriftlich verarbeitet. Darüber hinaus aber auch persönliche Erlebnisse. Dass Sie uns an Ihren Gedanken teilhaben lassen, macht den Schreibwettbewerb zu etwas ganz Besonderem. Schließlich geht es nicht nur darum, gut schreiben zu können, sondern auch die Leser*innen emotional zu berühren.

Dies ist Ihnen gut gelungen.

Herzliche Grüße!



Michael Fritz
Vorstandsvorsitzender der
Kreissparkasse Böblingen

Zu diesem Leseheft



Liebe Autorinnen, liebe Autoren,

als neu gewählte Vorsitzende des Kreissenorenrates Böblingen e.V. begrüße ich Sie in der Nachfolge von Manfred Koebler, der altersbedingt nicht wieder kandidiert hat, erstmalig zu diesem Schreibwettbewerb.

Wir freuen uns sehr über die vielfältigen und kreativen Beiträge, die wir auch in diesem Jahr erhielten. Unserer ehrenamtlichen Jury aus Chefredakteuren und Mitglieder*innen des Kreissenorenrats bereitet es jedes Jahr außerordentliches Vergnügen, Ihre Geschichten zu lesen – das ist immer wieder eine Bereicherung.

Wir verstehen die Enttäuschung, wenn Sie mit viel Herzblut eine Geschichte geschrieben haben, die aber nur gekürzt oder auszugsweise erscheint. Gerne würden wir alle Beiträge komplett abdrucken, um Ihrer geschätzten Arbeit damit in maximalem

Maße gerecht zu werden. Aus verschiedenen Gründen ist das leider nicht möglich. Wir erhalten oft mehrseitige Berichte, mancher Einsendende hat mehrere Beiträge. Dies alles in vollem Umfang zu redigieren, zu setzen und zu drucken, sprengt die Kapazität der überwiegend ehrenamtlich geleisteten Arbeit und auch den ohnehin schon nicht geringen Kostenrahmen.

Um in jedem Jahr einheitlich zu verfahren, ist der Kreissenorenrat dazu übergegangen, die Geschichten der Preisträger*innen möglichst ungekürzt abzu drucken. Wir versuchen zugleich, die Arbeiten aller anderen Teilnehmer*innen durch Zitate der prägnantesten Textteile, Betrachtungen und Eindrücke zu würdigen.

Noch ein zweiter Aspekt: Es kommt auch vor, dass mehrere Teilnehmer*innen ähnliche Gedanken äußern, deshalb achten wir bei unserer Zusammenstellung der »Textsplitter« weitgehend darauf, Wiederholungen zu vermeiden. Wir bitten um Verständnis für dieses Vorgehen.

Wir sind dankbar, dass in diesem Jahr keine Coronabedingten Auflagen zur Feierstunde in kleinem Rahmen zwingt und alle Einsendenden wieder zur gemeinsamen Preisverleihung ins Landratsamt eingeladen werden können.

Wir alle hoffen sehr, dass es so bleibt.

Ihre

A handwritten signature in black ink that reads "Gabi Woerner". The signature is written in a cursive style with a large initial 'G' and a long horizontal stroke at the end.

Gabi Woerner

Vorsitzende des Kreissenorenrat Böblingen e.V.

Freiheiten erkennen...



Das diesjährige Thema »Was Freiheit für mich bedeutet« hat in der aktuellen Situation, in der unser Erleben neben der andauernden Corona-Pandemie auch noch von einem grausamen Krieg vor unserer Haustür überschattet wird, eine ganz besondere Bedeutung. Dies ist dann auch in vielen Beiträgen eindrucksvoll sichtbar, und die Verbindung zu unserem Thema wird immer wieder deutlich gemacht. Die vielen Facetten einer Freiheit, die diversen Deutungen, Empfindungen und die Gefühle des Einzelnen sind in vielen Geschichten offen gelegt, und der aktuelle Bezug wird immer wieder bewusst aufgegriffen.

Das Spektrum der Beiträge ist groß. Es reicht von Einschränkungen zum teilweisen Verlust der Freiheit bei Pflegebedürftigkeit, handelt von der ersehnten Freiheit durch Flucht aus der DDR oder von Pflichten bzw. Erfahrungen in der Familie, Und immer wieder gibt es neue oder unverhoffte Prioritäten aus Sicht des Betrachters.

Wir als Jury-Team erlebten beim Lesen dieser Geschichten, Gedichte und wortgewordenen Gedanken wieder einmal ein Wechselbad der Gefühle und wurden von Beitrag zu Beitrag mitgerissen. Dabei konnten wir immer wieder die Qualität vieler Erzählungen oder die treffenden Aussagen in Gedichten bewundern.

Somit ist es kein Wunder, wenn auch zu diesem herausfordernden Thema die Auswahl der Preisträgerinnen und Preisträger nicht leicht gefallen ist. Trotzdem mussten wir uns entscheiden, auch wenn es manchmal wieder recht eng wurde. Die Altersspanne aller Einsendenden reicht in diesem Jahr erstmals von 10 bis zu ehrwürdigen 100 Jahren. Eine Schallmauer ist erreicht. Somit spiegeln sich Meinungen und Wünsche, Einsichten und Erfahrungen vieler Lebensjahre in den Geschichten, die wir sorgfältig in ein neues Leseheft zusammen tragen konnten.

Im Namen des Kreissenorenrates bedanke ich mich bei allen Autorinnen und Autoren für ihre Mitwirkung und bei allen Sponsoren für ihre Treue Unterstützung.

Im nächsten Jahr, dem Jubiläumsjahr des Landkreises Böblingen, laden wir mit dem passenden Thema »50 Jahre Landkreis Böblingen – mein Erlebnis« ein. Bitte machen Sie wieder mit und lassen Sie uns an Ihrem Erlebnis teilhaben.

Ihr

Peter Renelt
Kreissenorenrat Böblingen e.V.
Schreibwettbewerb

Teilnehmer*innen und Preisträger*innen

	Teilnehmer*in Preisträger*in	Ort	Seite	Preisgeber/Sponsor
A	Albrecht, Susanne	Zweibrücken	67	
B	Boecking, Vanessa	Düren	65	
	Braun, Hans	Leonberg	61/63	
C	Csepregi, Siegrid	Bondorf	35	KREISSENIORENRAT BB
	Di Croce, Bernardino	Sindelfingen	63	
D	Dohrmann, Sonja	Hamburg	51	
	Düllmann, Heinrich	Holzgerlingen	24	KREISSPARKASSE BÖBLINGEN
E	Eberle, Sandy	Jettingen	16	GÄUBOTE DIE HERRENBERGER ZEITUNG
	Elsner, Anke	Münster	58	
F	Feistel, Sören	Mehltheuer	65	
G	Goldbach, Silvana	Schönaich	44	KREISSPARKASSE BÖBLINGEN
H	Huhn, Beate	Weissach	22	KREISSPARKASSE BÖBLINGEN
	Huynh, Thanh Dung	Holzgerlingen	10	KREISZEITUNG BÖBLINGEN
I	Intemperante, Santina	Herrenberg	55	
J	Jens, Uwe	Böblingen	38	KREISSENIORENRAT BB
K	Kirst, Ulrike	Renningen	58	
	König, Hans-Dieter	Ehningen	66	
	Krisa, Petra	Renningen	11	SINDELFINGER BÖBLINGER ZEITUNG
	Kurtoglu, Sevilay	Herrenberg	33	KREISSPARKASSE BÖBLINGEN
M	Mans, Carmen	Kirchhundem	53	
	Martin, Ilonka	Bad Bergzabern	66	
	Mast, Tamina	Sindelfingen	57	
	Meder, Horst	Weil der Stadt	13	KREISSPARKASSE BÖBLINGEN
	Meyer, Dagmar	Weil der Stadt	28	KREISSPARKASSE BÖBLINGEN
	Michel, Ingrid	Renningen	64	
	Mieth, Daniela	Leonberg	61/64	

	<i>Teilnehmer*in Preisträger*in</i>	<i>Ort</i>	<i>Seite</i>	<i>Preisgeber/Sponsor</i>
O	Ott, Sigrid	Sindelfingen	65	
P	Phan, Michelle Khanh	Holzgerlingen	8	KREISSPARKASSE BÖBLINGEN
	Pich, Alfred	Leonberg	30	LEONBERGER KREISZEITUNG
R	Rabe, Maria	Weil der Stadt	46	KREISSPARKASSE BÖBLINGEN
	Reichert, Klaus-Dieter	Steinenbronn	59	
	Renz, Klaus	Bondorf	56	
	Rinderknecht, Renate	Jettingen	43	KREISSENIORENRAT BB
S	Samariterstift	Leonberg	49	GRUPPENPREIS KREISSENIORENRAT BB
	– Schmidt-Wegener, Friedrich			
	– Leutelt, Karl-Heinz			
	– Bertl, Sigrid			
	– Wöhr, Lotte †			
	Schäfer, Emmy	Bondorf	36	KREISSPARKASSE BÖBLINGEN
	Schippert, Dr., Rüdiger	Weil der Stadt	60	
	Schmid, Alfons	Böblingen	26	KREISSPARKASSE BÖBLINGEN
	Schmidt, Brigitte	Ehningen	57	
	Schneider, Susanne	Bondorf	20	KREISSPARKASSE BÖBLINGEN
	Schwarz, Elisabeth	Weil der Stadt	55	
	Smuda, Alena	Rheinfelden	61	
	Smuda, Clara	Rheinfelden	48	* SONDERPREIS KREISSENIORENRAT BB
	Smuda, Sylvia	Weil am Rhein	50	
	Steves, Andrea	Gäufelden	65	
	Strauss, Renate	Leonberg	19/40	KREISSPARKASSE BÖBLINGEN
	Suppanz, Werner	Leonberg	62/63	
T	Track, Gertrude	Leonberg	64	

* Der Sonderpreis wurde an die jüngste Teilnehmerin vergeben.

Das Impressum finden Sie auf Seite 68.

Ihre Freiheit – ihr Geschenk

von Michelle Khanh Phan



Als sie über ihr Zuhause herfielen, nahmen sie sie weg – ihre Freiheit.

Die Freiheit, die ihre Eltern ihr mit der Geburt geschenkt hatten.

Die Freiheit, die nur durch das mühevollen Gesamtwerk ihrer Eltern möglich gewesen war.

Die Freiheit, durch die sie schon so vieles geschafft hatte.

Die Freiheit, die ihr Zuhause Tag und Nacht umgeben hatte.

Die Freiheit, in der sie glücklich gelebt hatte.

Sie dachte an alles, was sie noch vorhatte: ihre Freunde treffen, für die Mathe-Klausur lernen, das Unkraut im Garten jäten, Kartoffeln kaufen, für ihre Familie kochen ...

Alles nun irrelevant. Alles nun vorbei.

Ihre Eltern hatten ihr erzählt, wie sie am Tag ihrer Geburt jeden ihrer kleinen Finger gezählt hatten.

Eins, zwei, drei, vier, fünf an jeder Hand. Zehn Finger. Vollkommene Unversehrtheit – körperliche Freiheit. Sie erinnerte sich an die Angst ihrer Eltern, wenn sie gesehen hatten, dass sie gestürzt war, aber dann erleichtert aufatmeten, als sie merkten, dass es nur eine kleine Wunde war. Sie dachte an die schlaflosen Nächte ihrer Eltern, wenn sie mit Fieber im Bett lag. Sie war die kleine zerbrechliche Knospe, aus der mit der Liebe ihrer Eltern eines Tages eine große, starke Blüte werden sollte.

Ihre Eltern hatten dafür gesorgt, dass sie die physische Freiheit hatte, alles zu tun, was sie sich wünschte, was sie wollte.

Und deswegen rannte sie jetzt. Sie rannte, rannte, rannte. So weit, wie ihre Füße sie tragen konnten. Weg von ihrem geliebten Zuhause, weg von der seit der Geburt grenzenlosen Freiheit.

Sie rannte, um die Anstrengungen ihrer Eltern nicht umsonst gewesen sein zu lassen.

Ihre Eltern hatten das Fundament ihres Lebens aufgebaut und ihr die Freiheit gegeben, ihr Leben frei zu gestalten – sei es die Wahl der Musikinstrumente, die Wahl der Schulfächer oder die politische Orientierung. Ihre Eltern hatten ihr den Rücken stets freigehalten und sie in ihrer Entscheidung mit Ratschlägen und aufmunterndem Beistand unterstützt.

Vielleicht waren es auch die banalen Dinge des Alltags, die ihre Freiheit beschrieben: die Entscheidung für eine bestimmte Farbe des Kleides, die Entscheidung, »Faust« statt »Der Herr der Ringe« zu lesen, oder die Entscheidung heute für ein Roggenbrötchen und morgen für ein Weizenbrötchen.

Es war ihre Freiheit, die sie für so selbstverständlich gehalten hatte und nun umso mehr schätzte, jetzt, wo sie ihr genommen wurde.

Diese Freiheit, für die ihre Eltern so viel hatten aufbringen müssen: Sie dachte an die Nachtschichten ihrer Mutter im Krankenhaus. An die tagelange Abwesenheit ihres Vaters.

Alles nur für sie.

Alles nun weg.

Sie rannte. Die Tränen strömten über ihr Gesicht. Sie konnte es noch riechen. Den Gestank des Feuers. Vor ihrem inneren Auge sah sie, wie das Feuer den Tisch, den ihr Vater gebaut hatte, auffraß. Es hatte Stunden und Tage gebraucht, die Tischbeine und die Tischplatte in der Garage millimetergenau zu sägen, zusammenzubauen und mit ihrer Lieblingsfarbe zu lackieren; es war die Zeit, in der sie besonders gerne früh aufgestanden war, um ihrem Vater zu helfen, aber gleichzeitig ihre Aufgaben im Haushalt und in der Schule nicht zu vernachlässigen.



Das Feuer machte auch keinen Halt vor der Decke, die ihre Mutter monatelang gestrickt hatte. Beide hatten sie am Esstisch gegessen: ihre Mutter konzentriert strickend und sie über ihre Hausaufgaben gebeugt. Hin und wieder, wenn sie eine kleine Pause eingelegt hatte, hatten sie über schöne Erinnerungen geschwelgt und gemeinsame Pläne für die Zukunft geschmiedet.

Schmerzvoll verkrampfte sie sich innerlich, als sie sich vorstellte, wie das Feuer das Foto von ihr und ihren Eltern zerstörte, das sie eng zusammen gekuschelt auf dem Sofa zeigte. Dieser Moment schien ihr nun so weit weg, selbst wenn das Foto erst vor wenigen Tagen entstand.

Sie rannte. Ins Ungewisse hinein, sich immer weiter entfernend vom alten Leben.

Zum ersten Mal in ihrem Leben wurde sie gezwungen, etwas zu tun, was sie nicht wollte, was sie nicht vorhatte, was sie sich in ihrem ganzen Leben nicht hätte vorstellen können.

Noch nie fühlte sie sich so allein. Hilflos. Verloren. Als sie über ihr Zuhause herfielen, nahmen sie ihre Freiheit weg.

Doch ihre Erinnerungen, ihr Wille und die Liebe, in der sie aufgewachsen war, konnten sie ihr nicht entreißen: das gemeinsame Frühstück, die Umarmungen ihrer Mutter, der liebevolle, stolze Blick ihres Vaters, der Klang, wenn ihre Eltern ihren Namen riefen.

Sie rannte.

Weil du ein besseres Leben haben sollst als wir, hörte sie die Stimmen ihrer Eltern klingen.

Sie rannte.

Unwillig. Unfreiwillig. Gezwungen.

Weg aus der alten Freiheit. Weg von dem Ort, den die liebevolle alte Freiheit ausgefüllt hatte.

Hinein in eine neue Freiheit, die sie sich nun selbst erkämpfen musste – wie ihre Eltern damals.

**Michelle Khanh Phan, Holzgerlingen
Jahrgang 2000**

Sie, die Freiheit
von Thanh Dugn Huynh



Jetzt habe ich sie. Ich kann sie wahrlich sehen, hören, genießen. Die Freiheit.

Ich sehe fern, ich sehe die vielen Menschen um mich, wie sie sich anziehen, bunt, vielfältig, *frei*; ich höre ihre Meinungen, ihre Denkweise, spontan, instinktiv, *frei*; ich lese die Zeitungen, ich lese ihre Berichte, ihre Gedanken, intuitiv, ungezwungen – einfach *frei*.

Manchmal denke ich zurück an die Zeit, wo ich sie mir sehnsüchtig wünschte, wo ich sie nicht haben durfte. Ich denke auch an den Weg, wie ich sie mir erkämpft habe, wo ich jetzt – wirklich jetzt – sein könnte, wenn ich nicht hier wäre: irgendwo unter der Erde, irgendwo verwesen in einem Wald, auf einem Feld oder vielleicht auch auf dem Meeresboden als Nahrung für die Meeresbewohner.

Ihr seid in Gefahr, wir wollen euch nicht sinnlos verlieren. Ihr geht zuerst, wir kommen nach, versprochen, hatten meine Eltern meinem Bruder und mir an dem Tag VERSPROCHEN. Andauernd wurden Männer in den brutalen sinnlosen Krieg geschickt. Viele meiner Freunde, Verwandten sind gefallen. Meine Eltern hatten alle Gründe, voller Sorge zu sein, ehrlich gesagt, ich auch: Ich wollte und will nicht so sinnlos sterben, ich wollte und will auch die Freiheit haben, zu entscheiden, was ich tue, wofür ich kämpfe, wofür ich lebe, wofür ich sterben soll.

Viele haben es geschafft mit dem Boot. Die Chance, gerettet zu werden und für immer in der Freiheit zu leben, ist stets größer als der sichere Tod in dem sinnlosen Krieg. Jetzt seid ihr dran. Viele eurer Freunde fliehen auch mit, sagten meine Eltern, um uns – und vielleicht ihnen selbst – Mut zu machen.

Dann der Abschied. Er tat mir weh. Alle weinten, schluchzten, hemmungslos.

Dann waren wir auf dem Meer.

Dann der Sturm, die großen Wellen. Das winzige, überfüllte Boot kenterte. Mein Bruder ertrank. Ich wurde gerettet...

Jetzt bin ich hier in dem Land mit der teuren, kostbaren, erkämpften Freiheit.

Jeden Tag habe ich gewartet auf das Nachkommen meiner Eltern, auf das Lösen ihres Versprechens, und mich davor gefürchtet, ihnen erzählen zu müssen von meinem Bruder, von ihrem Sohn, von seinem *Nicht-mehr-Dasein*. Von den Freunden, Bekannten, die nachgekommen sind, erfahre ich, dass kurz nach meiner Flucht die Leute des Regimes meine Eltern aufgesucht hatten. Nachdem sie die für den Krieg zu rekrutierenden Söhne nicht gefunden hatten, nahmen sie meine Eltern mit, fuhren sie irgendwohin. Gefangen? Ermordet? Man hört nichts mehr von ihnen.

Man weiß nichts mehr von ihnen. Es schmerzt, es schmerzt so sehr. Jetzt weine ich, nur ich allein, lautlos.

Was man nicht alles tut für die Freiheit?

Was hatte Martin Luther King gegeben für die Freiheit?

Was hatte Nelson Mandela gegeben für die Freiheit?

Was habe ich gegeben für die jetzige Freiheit? Meine Eltern, meinen Bruder, für immer mit der Erinnerung an den Moment lebend, den einzigen Bruder vor den eigenen Augen machtlos verloren zu haben. Das ist der Preis für meine erkämpfte Freiheit. Ich muss weiterleben, aus dem neuen Leben etwas machen.

Ich werde jetzt für sie leben, für meine Familie, für die wertvolle Freiheit, die nicht selbstverständlich ist, für noch so viele Menschen auf dieser Erde.

Thanh Dugn Huynh, Holzgerlingen
Jahrgang 1963

» Freiheit...«

von Petra Krisa



Lola wird in 34 Tagen und ein paar Stunden 18 Jahre alt. Sie hat sich so sehr auf diesen Geburtstag gefreut. Endlich anerkannt erwachsen zu sein, keine Kompromisse mehr mit der Familie aufgrund ihres Alters eingehen zu müssen, Verantwortung für sich selbst zu übernehmen. Geil!!!

Sie nimmt sich vor, die dann erreichte Freiheit in vollen Zügen aus zu kosten..

Lola ist das einzige Kind eher konservativer Eltern aus sogenannten gutbürgerlichen Verhältnissen. Abitur zu machen gehört zum Pflichtprogramm, studieren auch, und dann wäre in ein paar Jahren eine gute Partie mit einem Rechtsanwalt, gern auch Ingenieur oder Arzt eine willkommene Ergänzung. Soweit der Plan der Eltern, die selbstverständlich immer nur das Beste für Lola wollen.

Lola hatte sich aber vor einiger Zeit in einen jungen Mann aus Eritrea verguckt, der wundervoll singen kann, einen Körper hat wie ein junger Gott und ebenfalls schwer verliebt in Lola ist. Er verdient sein Geld als Straßenmusikant und träumt davon, dass ihn jemand entdeckt und er ein berühmter Künstler wird. Die Chance auf Verwirklichung seines Plans ist wohl eher gering, da er nur Lieder covert und selbst seine schöne Stimme ihn nicht über die der anderen Straßenmusikanten heraushebt.

Die Eltern wissen nichts von der Beziehung und hätten sie auch unter keinen Umständen akzeptiert. Dessen ist sich Lola voll bewusst. Der Vater redet zwar stets mit sonorem Timbre von der Wichtigkeit allumfassender Toleranz gegenüber jeder-



mann und dem Gerechtigkeitsdefizit im armen Afrika. Aber das hörte sich immer so an, als predige er in der Kirche zum Start der Welthungerhilfe. Er berauscht sich oft an seinen eigenen Formulierungen, wenn er so richtig in Fahrt ist, und erläuterte seiner völlig gelangweilten Tochter immer wieder die höchst diffizilen Zusammenhänge der Weltpolitik.

Für Lola ist er ein heuchelnder Spießer. Punkt.

Mit 18 muss man wissen, wie es weiter geht. Lola könnte zum Beispiel pro forma ein Studium in einer anderen Stadt aufnehmen, gerne in einem Fach, das nicht leicht einzuschätzen ist wie zum Beispiel Theaterwissenschaften oder Archäologie. Dann bekäme sie jeden Monat Geld von den Eltern und müsste sich nur selten zum Studienfortschritt erklären. Das wäre von Vorteil.

Genau die Sache mit dem Geld kann ihr nämlich zur Zeit zunehmend die Laune verderben. Ihr Freund lebt von der Hand in den Mund, und sie hat genau 613 Euro auf dem Sparbuch.

Sie könnte auch eine Ausbildung beginnen, jedoch wären die endlosen Diskussionen zu Hause, warum sie nichts Anspruchsvolles lernt, sicher ätzend.

Ein freiwilliges soziales Jahr wäre auch noch erwägenswert, ist aber reichlich uncool.

Verdammt.

Woher kommt die Kohle für die Freiheit?

Lola spricht zwei Tage später mit ihrem Freund über das Problem. Er meint, sie sei so sexy und gutaussehend, dass sie als Sängerin mit ihm Musik machen könne. Er stelle sich vor, dass sie durch die Fußgängerzonen der größeren Städte tingeln und einfach mal schauen, was so geht.

Keine so gute Idee findet Lola. Wo sollen sie denn schlafen? Was ist, wenn sie mal krank werden und wie wird ihre Familie damit klar kommen?

Sie ist plötzlich ernüchert. Besonders ihre Mutter ist ihr sehr wichtig. Sie will nicht, dass sie leidet und unglücklich wird, wenn sie fort geht. Mama kocht so gute Sachen. Auch jeden Tag zu duschen ist selbstverständlich ein »Muss«, und wo genau werden sie unterkommen? Pia und Lynn, ihre Freundinnen sind auch unverzichtbar. Mit ihnen kann man soviel Quatsch machen. Mist!

Das mit der freien Lebensplanung ist doch nicht so einfach.

Sie entschließt sich, zuerst mal weiter zu machen wie bisher. Sie ist ja erst knapp 18, die Freiheit wartet bestimmt auf sie noch lange.

Jetzt soll ihre Geburtstagsfeier vor allen Dingen der Knaller werden. Eine Feier, von der alle noch lange reden werden. Ihr Freund ist nicht eingeladen.

Petra Krisa, Renningen
Jahrgang 1955

Ruf der Freiheit

von Horst Meder



Fast ein Jahr war er bei uns.

Ein ruhiger, introvertierter Mensch. Keine guten Voraussetzungen für einen erfolgreichen Vertriebsmann. An seinem letzten Arbeitstag schaut er nochmal bei mir rein.

Ein lockeres Gespräch entwickelt sich.

Plötzlich, fast unvorbereitet bricht es wie ein Vulkan aus ihm heraus.

Ich wollte sagen, was ich denke.

Ich wollte reisen, wohin ich will.

Ich wollte arbeiten, was ich will.

Beim Fluchtversuch, da haben sie mich geschnappt.

Sie bringen mich ins Zuchthaus Schönhausen. Einzelzimmer. Ein Bett, ein Tisch, ein Stuhl, ein Waschbecken. Sonst nichts.

Das Fenster ist mit Glasbausteinen zugemauert. Wenigstens sehe ich, ob es Tag oder Nacht ist. Und ich kann die Tage zählen.

Nachtruhe von abends zehn bis morgens sechs.

Immer wieder reißen mich grelle Lichtblitze aus dem Schlaf. Ein durchgängiger, entspannender Schlaf ist nicht möglich. Eine der Schikanen, mit denen sie mich drangsalieren und gefügig machen wollen.

Den Tag verbringe ich auf dem Stuhl.

Das sind die Spielregeln. Wer sich nicht daran hält, wird bestraft. Der Besuch in der Gefängnisbücherei wird gestrichen. Oder es wird ein Duschverbot verhängt. Oder es gibt für vier Wochen keinen Hofgang.

Einmal am Tag darf ich 30 Minuten im Hof spazieren gehen.

Alleine.

Manchmal sehe ich die Sonne.

Manchmal ist der Himmel so dunkel verhangen wie mein Gemüt.

Keine Begegnung mit anderen Gefangenen. Weder auf dem Weg zur Dusche, noch zur Bücherei, noch zum Verhör. Die soziale Isolation ist total.



commons.wikimedia.org | Mikano | CC-BY-SA-3.0-migrated

Schlimm sind die Verhöre.

Manchmal drei am Tag, manchmal eine ganze Woche kein einziges.

Jedes Mal andere Stasi- Offiziere.

Sie blättern in Akten. Alle stellen die gleichen Fragen.

Nach Helfern, Freunden und Bekannten. Und jeder hat seine eigenen rhetorischen Methoden, um einen so klein mit Hut zu machen.

(Mit Daumen und Zeigefinger deutet er an, wie klein er sich gefühlt hat.)

Psychoterror in höchster Vollendung.

Trotzdem sind die Verhöre eine Abwechslung im tristen Tagesablauf. Mein Gegenüber, mein Feind, er sieht mich an, er redet mit mir. Du fühlst Dich ausgeliefert, einem übermächtigen Staat. Schutzlos ausgeliefert.

Dann hören die Verhöre auf.

Die Angst vor den Verhören weicht der Langeweile. Monatelang sehe ich keinen anderen Menschen als den Wachmann, der das Essen bringt und die Schüssel abholt.

Außer Befehlen und Beschimpfungen höre ich kein Wort.

Ich versuche, die Langeweile mit dem Aufsagen von Gedichten und dem Singen von Liedern zu überbrücken.

Kein Brief von Verwandten oder Freunden.

Kein Bleistift, kein Blatt Papier.

Nur sozialistische Bücher aus der Gefängnis-Bücherei. und die »Neue Deutschland«, die sozialistische Tageszeitung.

Kein Ende in Sicht.

Man glaubt, verrückt zu werden.

Psychoterror in höchster Vollendung.

Seine Stimme wird leiser, geht in ein Gemurmel über, das schon nicht mehr für mich bestimmt ist. Aber es musste raus, raus, raus.

Er schämt sich und es fällt ihm schwer, das alles noch einmal zu durchleben.

Er schämt sich dafür, was sie ihm alles angetan haben.

Er schämt sich für die Folterer, die ihn wie ein Tier behandelten.

Und ihn wie einen Goldfisch im Aquarium beobachteten. Jeden seiner Schritte.

Er schämt sich für die Stasi-Offiziere, die Menschen mit Worten kaputt machten.

Er schämt sich für die Wachmänner, die kein freundliches Wort für ihn übrig hatten. Nur Beleidigungen und Beschimpfungen.

Eines Tages haben sie ihn in einem geschlossenen Wagen nach Berlin gefahren. Am Checkpoint Charly haben sie ihn den Amis übergeben. Westdeutschland hat ihn freigekauft.

Er brauchte jemanden, dem er seine Geschichte erzählen konnte. Einen, dem er den ganzen Schmutz vor die Füße kippen konnte. Einen, dem er morgen nicht mehr begegnen wird.

Bedrückt und frustriert lausche ich dem Klang der Worte nach. Mein Mund ist trocken. Ich habe keine Worte.

Ich schäme mich mit ihm dafür, was Menschen anderen Menschen antun können.

Horst Meder, Weil der Stadt

Kurzerhand weggesperrt
von Sandy Eberle



An einem Samstagabend kam es zu heftigen Unstimmigkeiten bei einem jungen Paar. Hubert befand sich in einer Rehabilitation, fünfhundert Kilometer entfernt von seiner Frau Gloria. Bei einem Telefongespräch, in dem es sehr viele Differenzen gab, fühlte sich Gloria hilflos und klein: mal wieder nicht verstanden. Traurig setzte sie sich an ihren PC und begann, ihrem Mann eine Mail zu schreiben.

Sie fühlte sich unfähig, ihren Mann Hubert glücklich zu machen. Hubert verstand sie einfach nicht und verflocht in jedes von ihm gehörte Wort seine eigene Geschichte und brachte somit seine Gloria zur Weißglut.

Sie fing an, ihren Frust niederzuschreiben, rechtfertigte sich und setzte am Ende der Mail noch einen entsprechenden Satz obendrauf. Sie drohte ihrem Hubert damit, ihrem Leben ein Ende zu machen. Aber nicht so, dass sie von irgend jemandem gefunden werden sollte. Sondern einfach verschwinden wollte, so dass sie irgendwann irgendwo gefunden werden würde. So beendete sie ihre Mail, und sie fühlte sich etwas leichter.

Sie legte sich danach ins Bett und schlief auch bald ein, denn am nächsten Tag war sie mit ihren Geschwistern verabredet. Sie wollten gemeinsam zur Kirche gehen und im Anschluss zum Mittagessen. Am Nachmittag noch ein Kaffeekränzchen abhalten und sich einfach besprechen. Erzählen, lachen und fröhlich sein. Das war schon eine Weile ausgemacht, und Gloria war gewillt, dabei zu sein, und hatte fest zu gesagt. Sie schlief ein.

Es war Sonntag ungefähr vier Uhr am Morgen, es klingelte an der Tür. Gloria erschrak und fragte sich, wer um diese Zeit etwas von ihr wollte. Erzürnt warf sie ihre Decke zur Seite und stand auf. Es war mitten in der Nacht, sie suchte ihre Hausschuhe, schlüpfte

hinein, zog sich eine Jacke über ihren Schlafanzug und machte sich schlaftrunken zur Haustüre.

Zwei Polizisten – eine Frau und ein Mann – standen vor ihrer Tür. Sie drängten sich zur Wohnungstür herein, fragten nach, ob sie Gloria Rohte sei. Gloria nickte, die Polizisten folgten Gloria ungefragt in ihre Wohnung. Dabei redeten sie etwas von Selbstmordversuch, ein Notruf ist bei ihnen eingegangen.

Gloria wusste nicht wie ihr geschah. Die Polizei durchsuchte die Zimmer und Räumlichkeiten ihrer Wohnung. Und glaubten im Ernst, Gloria sei selbstmordgefährdet. Die Polizisten besprachen sich kurz und stellten fest, es gab nichts hinsichtlich eines Selbsttötungsversuches. Der Polizist zog aus seiner Tasche ein Schriftstück, dieses zeigte er Gloria. Es war ein Ausdruck der Mail, die Gloria am Abend ihrem Mann gesendet hatte. Dann fiel es ihr wie Schuppen von den Augen. Jeder Versuch, den beiden Uniformierten zu erklären, dass Gloria das nicht ernst meinte, scheiterte. Denn sie hatten einen Auftrag, und dieser wurde ausgeführt.

Ruhig aber bestimmt baten sie Gloria, sich etwas anzuziehen und mit ihnen zu kommen. Gloria zog sich an, steckte ihren Wohnungsschlüssel und ihren Geldbeutel ein und folgte der Frau und dem Mann. So richtig realisierte sie die Situation nicht. Zu dritt verließen sie die Wohnung, setzten sich in das Polizeiauto und fuhren los. Gloria fragte sich, war das wahr, was da geschah, oder doch nur ein böser Traum?

Die Polizisten fragten nach Glorias Arzt. Da gab es schon eine Ärztin, doch diese war an einem frühen Sonntagmorgen nicht erreichbar, zudem kannte Gloria deren Telefonnummer nicht auswendig. So entschied die Polizei kurzerhand das nächste Krankenhaus anzufahren.



stock.adobe.com | kmiragaya

Immer in Begleitung der zwei Polizisten. Gloria fühlte sich absolut machtlos. Eben wie ein Kind mit ihren Eltern. In Gedanken wollte sie am liebsten davonlaufen. Doch das war bestimmt nicht förderlich in ihrer Situation. Zu ihrer Enttäuschung gab es im Notdienst keinen Neurologen, der sie anschauen und mit ihr reden konnte.

Zu dritt gingen sie in das Untersuchungszimmer. Die Polizisten und die Ärztin zogen sich zum Besprechen kurz zurück. Dann ging diese Ärztin auf Gloria zu und sah Gloria an, stellte ihr ein paar Fragen und hinterließ den Eindruck, einfach keine Lust zum Arbeiten zu haben. Die Ärztin kam Gloria völlig inkompetent vor. Dabei fühlte sich Gloria in diesem Raum verloren. Innerlich hoffte sie, wieder nach Hause zu dürfen.

Stattdessen schauten die Polizisten Gloria an, gerade so, als ob sie ihre Gedanken lesen konnten. Schließlich sagte die Ärztin zu den Uniformierten, sie sollen Gloria in die Psychiatrie bringen. Gloria traute ihren Ohren nicht.

Geschockt und mit einem Kopf voller Fragen folgte Gloria den Polizisten ins Auto. Das Auto setzte sich in Bewegung. Gloria wusste nicht, wie ihr geschah, sie war doch nicht gefährdet, ohne Grund wurde sie einfach in die Psychiatrie gebracht. Sie saß auf der Rückbank des Polizeiwagens, sah die Landschaft an sich vorüberziehen und war machtlos, ohnmächtig, einfach ausgeliefert. So langsam wurde es hell.

Sie kamen in der Klinik an. Wieder im Dreierpack traten sie durch die schwere Eingangstür. An der Information wurden sie mit Gloria in den vierten Stock geschickt. Dort übergaben die Polizisten die Patientin wider Willen den Pflegern auf der Station.

Die Polizei verschwand, und zurück blieb Gloria.

Ein Pfleger bat sie, an einem Tisch Platz zu nehmen. Er verlangte ihre Versichertenkarte und erklärte Gloria das weitere Vorgehen. Gloria erhob ihre Stimme und sagte, dass sie sich hier nicht richtig fühlte. Sie wollte sich nicht umbringen. Diese Mail entstand aus einem Streit mit ihrem Ehemann. Dieser reizte sie, und aus der Situation heraus schrieb sie die Worte einfach nieder. Das interessierte den Pfleger keineswegs. Er tippte nebenher in die Tastatur seines Rechners und bat Gloria erneut, ihm zu folgen. Gegen Mittag komme ein Arzt und dieser entscheide dann über den Verlauf und die Dauer ihres Aufenthalts in der Psychiatrie. Das war die Information für Gloria.

Gloria folgte in das Zimmer, das ihr angeboten wurde. Darin stand ein Bett, an der Decke waren Kameras angebracht. Es gab eine Toilette und ein Waschbecken. Das Fenster ließ sich nur einen kleinen Spalt öffnen. Gloria war weggesperrt, gegen ihren Willen. Die Tür schloss sich, und Gloria fing an nachzudenken. Sie ließ alles noch einmal Revue passieren. Sie konnte unmöglich in dieser Klinik bleiben. Ihre Arbeitsstelle und die Wohnung! Was konnte sie tun?

Sie legte sich auf das Bett, sie war müde, aber nicht fähig zu schlafen. Durch die Wände drangen leise die Schreie der Menschen auf der Station. Zum Teil wurde laut gesprochen. Gloria ging noch einmal in das Stationszimmer. Zum Glück konnte Gloria aus ihrem Zimmer heraus, von außen kam jedoch niemand hinein. Sie suchte erneut das Gespräch mit dem Pfleger. Doch sie wurde das Gefühl nicht los, dass er sie nicht für voll nahm. Traurig ging sie zurück in dieses Zimmer, es war so grauenvoll. Sie verließ das Zimmer nicht wieder. Gloria wollte niemandem begegnen, um niemandem Rechenschaft ablegen zu müssen.

Sie überlegte sich, ob sie überhaupt gegen ihren Willen einfach so weggesperrt werden durfte. Die Zeit schien stehen geblieben zu sein. Sie bekam eine Flasche Wasser und einen Plastikbecher. Ihre Jacke und die Taschen wurden nach scharfen Gegenständen durchsucht. Selbstverständlich fanden sie nichts.

Am Mittag kam endlich der Arzt. Es verging noch einige Zeit, bis sich dieser endlich Glorias Belangen zuwandte. Der Arzt stellte Fragen über Fragen und Gloria antwortete. Sie erzählte von ihrem Vorhaben mit ihren Geschwistern und dass diese mittlerweile ohne ihre Anwesenheit zu Mittag aßen. Erzählte von ihrer Arbeitsstelle. Gloria fühlte sich gegen ihren Willen festgehalten. Der Arzt fragte weiter, fand immer neue Fragen.

Wenn es Gloria doch gelingen könnte, wieder auf freien Fuß gesetzt zu werden. Das war ihr größter Wunsch. Nach einer halben Stunde intensivem Gespräch entschied der Arzt, Gloria gehen zu lassen. Das war das Größte, was sie sich wünschte. Nach ein paar schriftlichen Formalitäten durfte Gloria die Klinik verlassen.

Ihr Weg führte über den Flur zur Stationstür hinaus zum Treppenhaus und zu den Aufzügen. Voller Freude sprang sie die Treppen hinunter und ging zur Eingangstür hinaus. Als erstes atmete sie tief ein. Frische Luft, der Duft des Grases und der Bäume im Walde, die Sonne schien, der Himmel strahlte in seinem Blau. Gloria war frei, wie schön es war, ein freier Mensch zu sein. Erst jetzt fühlte sie, wie gut es ist, in Freiheit leben zu dürfen.

Sandy Eberle, Jettingen
Jahrgang 1969

Freiheit!

Als neunjährige war ich im September 1946 im Lager Kehrnau in Unterjettingen. Das ganze Areal war von hohem Stacheldraht umgeben. Ohne Passierschein durfte man das Lager nicht verlassen. Die Flüchtlinge wurden registriert, dann in Ortschaften verteilt. Ich freundete mich mit 3 Kindern an, spielte Fangen u. Versteck. In unmittelbarer Nähe war eine Obstwiese, da stand ein Apfelbaum voller Früchte. Da wir immer Hunger hatten, wollten wir uns Äpfel holen. Zwei Jungen bohren mit ihrem Taschenmesser ein Loch unter den Zaun. Wir legten uns auf den Bauch u. krochen hinaus, rannten zu dem Baum u. aßen von den reifen Äpfeln. Auf einmal kam ein Mann u. eine Frau mit einem Handwagen und erwischten uns. Der Mann beschimpfte uns und drohte es zu melden. Die Frau sagte, wir sollten ihnen helfen, die Äpfel aufzulesen, dann wäre alles gut. Wir halfen bis mehrere Lücke gefüllt waren. Die Frau sagte dann: Viele Hände machen der Arbeit schnell ein Ende! Die restlichen Äpfel dürft ihr euch noch holen. Doch wir schauten vergebens, sie hingen fest u. fielen nicht herunter. Nach zwei Wochen durften wir das Lager verlassen. Ein Lastwagen kam, das große Tor öffnete sich. Mit meiner Familie und noch drei anderen Familien brachte er uns nach Bondorf, in den Ort wo ich heute noch lebe. Wo meine Freunde verblieben sind habe ich nie erfahren. Nur die Erinnerung ist mir geblieben.

Susanne Schneider, Bondorf
Jahrgang 1937

Durchs Kellerfenster in die Freiheit

von Renate Strauss



Die ganze Geschichte erfuhr ich erst etwa 50 Jahre später, als wir uns zur Feier des Gold-Abiturs trafen. Die meisten von uns hatten sich jahrelang oder sogar jahrzehntelang nicht gesehen. »Erinnerst Du Dich noch...?« Und »Weißt Du noch...?« tönte es aus allen Richtungen.

Bei all den Erzählungen von damals kamen wir schnell auf die Unterschiede unserer Kindheit und Jugend zu der unserer Kinder und Enkel. Wie gut es doch heute alle haben, und wie wunderbar sich auch unser Leben entwickelt hat. Vorbei die Not der Nachkriegsjahre, die engen Regeln der 50er- und 60er-Jahre, die Befreiung in den 68ern!

Wir haben uns unsere Freiheit erkämpft: Selbstbestimmung, Unabhängigkeit, die eigenen Möglichkeiten ausprobieren zu können. Das heißt nicht, eigene Wünsche und Ziele ohne Rücksicht auf andere durchzusetzen, sondern Verantwortung zu übernehmen für das, was man tut und damit bewirkt. Für unsere Generation gehören dazu selbstverständlich die Einhaltung von Regeln, die für alle gelten, und Respekt vor anderen. Eine Schulfreundin sagte: »Wenn man sich ansieht, wie rücksichtslos sich heutzutage manche benehmen, denke ich manchmal, dass es doch ganz gut war, dass wir früher so wenig durften.«

Ja, manches ist heute in die andere Richtung ausgeschlagen – aber waren wir wirklich glücklich mit all den Einschränkungen, die damals normal waren? Ehefrauen, die nicht arbeiten durften ohne Genehmigung ihres Mannes; Kinder, die eingesperrt oder verprügelt wurden, wenn sie nicht gehorchten; Lehrer, die Ohrfeigen verteilten und einen vorlauten Jungen auch mal übers Knie legten. Eine Schulfreundin meinte: »Enge Grenzen zu haben, zu wissen, was erlaubt ist und was nicht, hat uns auch Sicherheit und Halt gegeben. Unser Leben als Kind war viel ein-

facher als heute, wo alles erlaubt ist und viele damit überfordert sind.«

Unsere Schulfreundin Conny hatte während der Diskussion kein Wort gesagt. Jetzt brach es aus ihr heraus: »Ihr wisst doch gar nicht, wie furchtbar das war, nichts selbst entscheiden zu dürfen, alles vorgeschrieben zu bekommen, sich ständig rechtfertigen zu müssen.« Conny gehörte nicht zu meinen engen Freundinnen, aber wir hatten zusammen mit meiner Freundin Birgit ein Stück gleichen Schulweg und gingen deshalb oft zusammen nach Hause.

Ich erinnerte mich, dass ihre Mutter mich ein paar Mal zum Mittagessen eingeladen hatte, nachdem sie erfahren hatte, dass auf mich armes Schlüsselkind niemand wartete. Das gemeinsame Essen fand ich schön, auch wenn es etwas steif zuging. Und weil man oft das Selbstverständliche nicht schätzt, fühlte sich für mich der geregelte Tagesablauf in dieser Familie richtig gut an, sogar der gemeinsame Abwasch hinterher und danach die Hausaufgaben unter Aufsicht der Mutter. Meine Schwestern und ich mussten uns selbst um Essen und Schulaufgaben kümmern. Mein Vater war selbständig und meistens unterwegs, und meine Mutter arbeitete halbtags und war mit der Büroarbeit beschäftigt, wenn sie zuhause war. Der Haushalt wurde nebenbei erledigt, wobei wir Kinder mit eingeplant wurden. Wir konnten schon früh einfache Mahlzeiten zubereiten oder schmieren uns eben ein Butterbrot, wenn sonst nichts da war. Unser Haushalt war nicht perfekt, aber dafür wurden wir bald selbständig. Nie wäre meine Mutter auf die Idee gekommen, uns bei den Hausaufgaben zu helfen. Wenn wir die täglichen kleinen Pflichten erledigt hatten, waren wir uns selbst überlassen. Da sich das einzige Kinderzimmer, vollgestopft mit drei Betten, einem Schrank und einem kleinen Tisch,



weder zum Spielen noch für Besuch eignete, fand Freizeit auf der Straße statt oder bei den wenigen Freundinnen, die keine Geschwister, aber dafür ein eigenes Kinderzimmer zu hatten.

In Connys Familie ging es eher so zu, wie wahrscheinlich in vielen der 50er- und 60er-Jahre: Der Vater als Versorger war tagsüber abwesend, aber die Mutter war zuhause. Sie hatte die Kontrolle über Haus und Garten und vor allem die Kinder. Connys ältere Schwestern hatten zwar schon die eine oder andere kleine Freiheit erkämpft, aber es ging trotzdem sehr viel strenger zu, als ich es von zuhause gewohnt war. Sie war die Jüngste von drei Schwestern – Christine, Carola und Cornelia, die von ihren Freundinnen Conny genannt werden wollte. Dass die Vornamen alle mit C angingen, fand ich damals sehr seltsam. Es war der Wunsch ihrer Mutter, die Clara hieß. Der einzige Bruder, 1938 geboren, hatte den Namen Adolf bekommen, weil sein Vater Albert ein Anhänger des gleichnamigen Führers war und die Familientradition der Vornamen natürlich auch von ihm gepflegt wurde.

Nach Connys Ausbruch folgte betroffene Stille. Ich versuchte, die Stimmung zu retten: »Conny, ich fand das schön damals bei Euch. Ich habe mir oft eine Mutter gewünscht, die mit dem Essen auf uns wartet und nachmittags für uns da war.« »Und ich habe mir immer gewünscht, so selbständig leben zu können wie Du, vor allem, als ich älter wurde«, antwortete sie. Sie durfte sich zwar mit Freundinnen treffen, Flötenunterricht oder den Mädchenkreis besuchen und im Sommer ins Schwimmbad gehen, wenn sie ihre Pflichten erledigt hatte. Aber ohne Genehmigung durfte sie das Haus nicht verlassen.

Mit zunehmendem Alter fand Conny die elterliche Kontrolle immer unerträglicher. Jedes Mal, wenn sie weggehen wollte, musste sie durch die *Inquisition*, wie sie es nannte: ein Verhör mit genauer Angabe, wohin sie wollte, mit wem, warum, wie lange. Und nur, wenn die Mutter den Anlass guthieß, durfte sie gehen. Natürlich musste sie pünktlich zurück sein und danach Auskunft geben, wie alles verlaufen war. Eine der wenigen Veranstaltungen, für deren Besuch sie eine Dauererlaubnis hatte, war der Mädchenkreis der örtlichen Kirchengemeinde, zu dem Birgit und ich sie jede Woche abholten und auch wieder zuhause ablieferten. Ihre Eltern wären nicht so beruhigt gewesen, wenn sie gewusst hätten, dass es dort gemeinsame Veranstaltungen mit dem Jungmännerkreis der Gemeinde gab und ihre Tochter einen jungen Mann kennengelernt hatte, mit dem sie Zeit verbringen wollte. Da ihre Eltern das nie erlaubt hätten, nutzte sie dafür die Mädchenkreis-Zeit. Eigentlich hasste Conny es zu lügen, aber sie wurde mit unserer Unterstützung immer besser darin, ihren Eltern die erwünschte Tochter zu präsentieren. Da Birgit und ich ihr erzählen konnten, was wir im Mädchenkreis gemacht hatten, schöpften die Eltern keinen Verdacht.

Weil unsere Familie umzog und ich in den letzten beiden Jahren eine andere Schule besuchte, verlor ich den Kontakt zu Conny, nicht aber zu Birgit, die mir irgendwann später erzählt hatte, dass Conny mit 21 von Zuhause geflohen war. Geflohen? Näheres wollte Birgit mir damals nicht sagen. Jetzt war die Gelegenheit, mehr zu erfahren! Ich fragte vorsichtig nach. Und Conny erzählte die ganze Geschichte:

Nachdem ihre älteste Schwester Christine ihre Ausbildung zur Krankenschwester abgeschlossen hatte, war sie in das Schwesternwohnheim des Krankenhauses gezogen. Carola studierte in Tübingen und rebellierte immer stärker gegen die häuslichen Regeln. Sie hatte Conny anvertraut, dass sie zu einer Kommilitonin ziehen würde, sobald sie mit 21 volljährig war und einen Nebenjob gefunden hatte. Davor war Conny angst und bange. Alleine mit den Eltern! Ihr Bruder genoss seine Freiheit. Er konnte tun und lassen, was er wollte. Die ganze Fürsorge würde sie alleine treffen. Keine abendlichen Gespräche mehr, kein gemeinsames Herz ausschütten, alleine im elterlichen Gefängnis.

So kam es auch. Die Schwestern waren ausgezogen, ihr Freund studierte in einer anderen Stadt. Sie hatte nach dem Abitur auf Drängen ihres Vaters eine kaufmännische Ausbildung begonnen und verdiente Geld. Aber sie blieb das behütete Kind. Die komplette Fürsorge ihrer Mutter konzentrierte sich auf sie. Conny erzählte, dass sie in dieser Zeit das Gefühl hatte, keine Luft mehr zu bekommen. Sie hätte sich gefühlt wie eine Zimmerpflanze, die ohne Wasser im Dunkeln steht. Lichtblicke waren der Briefwechsel mit ihrem Freund über die treue Birgit, zu der sie nach wie vor Kontakt hatte, einige nette Kolleginnen und die Aussicht auf ihren 21. Geburtstag. Zuerst war es nur eine Idee, dann wurde es ein konkreter Plan.

Mit Birgits Hilfe bereitete sie ihre Flucht vor. Sie sparte jeden Pfennig und packte eine Tasche, die sie im Keller versteckte. Am Abend ihres 21. Geburtstags, nachdem ihre Eltern im Bett waren, legte sie einen Brief an sie auf den Tisch, schlich sich in den Keller, hievte die Tasche durchs Fenster und dann sich selbst. Birgits Auto stand gleich um die Ecke und brachte sie zur Wohngemeinschaft einer Kollegin, in der sie fürs Erste unterkommen konnte.

Nach Abschluss der Ausbildung wollte sie heiraten und sich mit ihrem Mann zusammen eine Wohnung suchen. »Und, hat alles geklappt?«, fragten wir gespannt. Conny strahlte: »Ja, es war für mich nicht einfach und für meine Eltern eine schlimme Zeit. Aber wir haben uns später versöhnt. Allerdings erst, nachdem meine erste Tochter auf der Welt war und sie gemerkt haben, wie glücklich ich mit meiner Familie war. Und das ist bis heute so.«

Conny hat für sich entschieden, dass sie die Unterdrückung durch ihre Eltern nur beenden konnte, indem sie sich gegen ihren Willen durchsetzte. Manchmal muss man andere verletzen, um sich selbst zu retten; muss man auf sich selbst Rücksicht nehmen, egal, wie weh man anderen tut. Ihre Eltern mussten schmerzhaft lernen, dass es nicht Aufgabe guter Eltern ist, Kinder bis zum Erwachsenenalter wie Kleinkinder vor allen Gefahren zu beschützen, sondern sie auf ein selbstbestimmtes und verantwortungsvolles Leben vorzubereiten.

Ironie der Geschichte: Das haben sie letzten Endes doch geschafft, auch wenn ihre Kinder dazu viel selbst beitragen mussten.

Renate Strauss, Leonberg
Jahrgang 1945

Bananen

von Beate Huhn



Leipzig im Herbst 1960. Es lag etwas in der Luft. Obwohl ich erst 6 Jahre alt war, spürte ich im Verhalten meiner Eltern eine vorher nicht dagewesene Unruhe und Nervosität. Immer wieder hatten sie etwas zu besprechen, was wir Kinder nicht hören sollten. Mein Bruder war noch zu klein, aber ich war neugierig und bekam schon einiges mit.

Mutter packte mehrmals in der Woche große Pakete, angeblich mit zurückgelassenen Gegenständen meines Onkels und meiner Großeltern, die vor einigen Monaten nach Westdeutschland übergesiedelt (»abgehauen« – wie man damals sagte) waren. Diese Pakete gab Mama an verschiedenen Postämtern in Leipzig auf. Dazu fuhr sie mit der Straßenbahn quer durch die Stadt. Wahrscheinlich haben wir Kinder sie dabei, zumindest manchmal, begleitet, auch wenn ich mich nicht daran erinnern kann. Denn sonst hätte uns jemand beaufsichtigen müssen, was Erklärungen erfordert und bei der Häufigkeit der Fahrten eventuell Verdacht erregt hätte.

Nun sollten wir für ein paar Tage nach Wittenberge in die Heimatstadt meines Vaters fahren, um dort noch verbliebene Verwandte zu besuchen. An einem frühen Sonntagmorgen stand dann seltsamerweise ein Taxi vor der Tür. Wo war unser eigenes Auto, der Trabant? Was war damit geschehen? Auf meine Fragen bekam ich nur ausweichende Antworten.

Zwei große Koffer und eine Reisetasche wurden in das Taxi gehievt. Meine Vater nahm neben dem Fahrer Platz, und meine Mutter setzte sich mit uns Kindern auf die Rückbank. Wir wurden eindringlich ermahnt, uns auf der Fahrt ruhig zu verhalten und, falls der Wagen angehalten würde, keinen Mucks von uns zu geben.

Wir schauten aus dem Fenster. Häuser, Bäume, Felder zogen an uns vorbei.

Plötzlich trat der Taxifahrer heftig auf die Bremse. Wir befanden uns auf einer einsamen Straße, die auf beiden Seiten von Wald begrenzt war. Zwei dunkel gekleidete Männer mit Gewehren in der Hand waren die Böschung, die zur Straße führte, hinaufgekommen und hatten unseren Wagen gestoppt.

In barschem Ton wurde der Fahrer aufgefordert, auszusteigen. Einer der Männer führte ihn zu einer Hütte, die versteckt hinter den Bäumen stand und die wir erst jetzt wahrnahmen. Der andere Mann blieb neben dem Auto stehen. Wir waren mucksmäuschenstill und wagten uns kaum zu bewegen. Meine Mutter versuchte, ein Zittern zu unterdrücken. Instinktiv spürte ich, dass die Situation gefährlich war, auch wenn ich nicht begriff, was da vor sich ging. Nach einer Weile erschien der Taxifahrer wieder, und mein Vater wurde zu der Hütte gebracht. Als letztes wurde meine Mutter verhört. Als sie zum Wagen zurückkam, durften wir weiterfahren. Wie die Eltern uns später erzählten, war natürlich zwischen ihnen und dem Taxifahrer alles abgesprochen gewesen. Ihre Aussagen bezüglich Sinn, Zweck und Ziel der Reise deckten sich, so dass die Volkspolizisten keinen (oder zumindest keinen ausreichenden) Verdacht geschöpft hatten.

Die Fahrt ging weiter, doch nicht nach Wittenberge, sondern nur bis Potsdam, wo ein Cousin meines Vaters lebte. Bei ihm verbrachten wir den Rest des Tages. Irgendwann ging ich mit meinem Vater in ein nahegelegenes Lokal, um eine Kleinigkeit zu essen. Mutter blieb mit dem kleinen Bruder zurück, da sie zu aufgeregt war und keinen Hunger hatte. Aber ich verspeiste mit großem Appetit eine Portion Kartoffelsalat mit Würstchen.

Am späten Abend machten wir uns auf zum Bahnhof und bestiegen die S-Bahn in Richtung Berlin. Dort fand an diesem Abend eine große Veranstaltung



Bananen in Hülle und Fülle.

mit dem amerikanischen Prediger Billy Graham statt. Deshalb gab es in der S-Bahn weniger Kontrollen als üblich, so dass wir die Bahn in Berlin unbehelligt verlassen konnten. Müde und erschöpft von dem langen Tag liefen wir durch die dunklen Straßen. Da bemerkte ich im Vorübergehen in der Auslage eines Lebensmittelladens Bananen. Voller Begeisterung stürzte ich auf das beleuchtete Schaufenster zu. Noch nie hatte ich so viele Bananen auf einmal gesehen.

Wir waren im Westen! – In der Freiheit! –

Natürlich verstand ich damals nicht, was das bedeutete (außer Bananen in Hülle und Fülle). Die Eltern hatten die Adresse einer Familie, die Flüchtenden aus der Ostzone Unterschlupf gewährte. Dorthin führte uns unser Weg.

Nach knapp zwei Wochen, in denen wir bei der hilfsbereiten Familie »campierten«, wurden wir nach Frankfurt am Main ausgeflogen. Bevor wir in ein Flüchtlingslager im Saarland übersiedelten, blieben wir einige Tage bei den Großeltern und meinem Onkel, die sich in der Nähe von Frankfurt niedergelassen hatten.

Durch die Vermittlung eines ehemaligen Kollegen aus Leipzig hatte mein Vater bereits eine Arbeitsstelle in Saarbrücken, und wenige Tage vor Weihnachten zogen wir aus dem Lager in eine eigene Wohnung. Dank der vorausgeschickten Pakete hatten wir auch gleich, was Garderobe und Haushalt anbelangte, eine gewisse Grundausstattung.

Wir Kinder wuchsen in Freiheit auf.

Wir konnten eine Schule unserer Wahl besuchen, ohne politisch und ideologisch indoktriniert zu werden.

Wir konnten studieren (was wir als Kinder eines Akademikers in der DDR nicht gekonnt hätten), und zwar ein Fach, das unseren Interessen und Fähigkeiten entsprach.

Wir konnten frei unsere Meinung zu allem sagen, ohne befürchten zu müssen, an die Stasi verraten zu werden.

Wir konnten die Bücher lesen, die wir wollten, auch französische, englische oder amerikanische Autoren. Wir konnten in die Kirche gehen, unsere Religion ausüben, ohne dass uns Nachteile daraus entstanden. Wir konnten reisen, wohin wir wollten.

Selbst wenn etwas so Banales wie eine Anschaffung anstand, hatten wir stets die Auswahl zwischen verschiedenen Angeboten.

Diese Freiheit wurde (und ist) für uns selbstverständlich, aber durch die Erzählungen der Eltern und Berichte von Verwandten, die in der DDR geblieben waren, verstanden wir, dass sie es nicht war. Sie war ein Geschenk, das unsere Eltern uns durch ihren mutigen Schritt gemacht hatten.

Freiheit muss oft erkämpft, aber auf jeden Fall verteidigt und bewahrt werden.

Zwar sind die Gedanken frei und die innere Freiheit kann einem niemand nehmen, auch nicht der grausamste Diktator. Aber es bedarf auch der äußeren Freiheit, damit Gedanken, Vorstellungen sowie Wünsche gelebt und verwirklicht werden können.

Freiheit ist für ein würdiges Leben unabdingbar.

Beate Huhn, Weissach
Jahrgang 1954

Felix und die Biene Henriette

von Heinrich Düllmann



Felix sitzt an seinem Schreibtisch und macht Hausaufgaben. Plötzlich hört er eine Stimme: »Lass mich raus!« Der Siebenjährige dreht seinen Kopf in alle Richtungen, aber er sieht niemand.

»Lass mich raus!«, hört er erneut diese leise, fast piepsige Stimme. Er springt von seinem Stuhl auf, rennt zur Tür und reißt sie auf. Auch dort ist niemand.

»Lass mich raus!«

»Wo bist du?«

»Hier bin ich?«

»Wo?«

»Im Glas, Felix, ich bin die Biene Henriette.«

Blitzschnell ist der Junge am weit geöffneten Fenster und guckt auf seine Bienenfalle, die im Rasen steht. Es ist ein großes Marmeladenglas, in dem er Apfelstückchen gelegt und Honig verschmiert hat. In dem verschlossenen Deckel befinden sich kleine Löcher. Mit einem Satz springt er aus dem Fenster, schnappt sich das Glas und hebt es vor seine strahlenden Augen. Er liebt es, diese besonderen Tiere zu beobachten. Da sie aber meistens in der Natur zu schnell wegfliegen, ist er auf die Idee gekommen, Bienen zu fangen, um sie dann endlich einmal in aller Ruhe bewundern zu können.

Doch jetzt schüttelt es ihn, denn die Biene sieht traurig aus. Sie hat sich zusammengezogen und die Flügel hängen leblos herunter.

»Bitte, lass mich raus!« Henriette hebt ihren gesenkten Kopf ein wenig hoch und guckt ihn mit ängstlichen Augen an. Es schüttelt Felix noch viel kräftiger als vorher, sodass ihm fast das Glas aus der Hand gerutscht wäre. Erst jetzt wundert er sich darüber, dass die Biene sprechen kann. Doch Henriette lässt ihm keine Zeit, länger darüber nachzudenken.



»Felix, lass mich frei. Ich muss zu meinem Volk zurück. Die brauchen mich. Ich bin heute als Wächterin eingeteilt!«

»Was musst du da machen?«

»Ich muss zusammen mit anderen Polizistinnen mein Volk vor bösen Feinden schützen. Es kommen oft Räuberbienen und Wespen, die unseren Honig

klauben wollen.«

»Ist das gefährlich?«

»Manchmal schon. Aber wir sind viele und kämpfen unerschrocken für unsere Freiheit, egal, wie gefährlich es ist.«

Henriette und Felix sehen sich an.

»Weißt du, Henriette, du bist meine erste Gefangene. Ich will dich nicht töten, sondern nur beobachten, weil ich Bienen so schön finde. Und du, du bist extrem schön!«

»Wirklich?«

Sie streckt sich, so lang es geht, flattert mit den Flügeln und blickt ihn gerührt an.

»Ja, wirklich. Du bist für mich sogar die schönste Biene der Welt!«

Die kleine Schönheit ist sprachlos. Sie fliegt vor Freude in dem kleinen Glas ein paar Runden. Dann bleibt sie in der Luft vor Felix stehen und sieht den Jungen unentwegt und stolz an.

»Schade, du bist so wunderbar, aber leider wirst du in deinem Volk gebraucht. Raus mit dir!«, sagt Felix und öffnet das Glas. Sofort fliegt sie heraus.

»Halt Henriette, hau noch nicht ab. Setz dich bitte einmal auf meine Hand, bitte.«

Sie überlegt und setzt dann zum Sturzflug an, um jedoch kurz vor der Landung abzdrehen.

»Hab keine Angst, vertrau' mir. Ich tue dir nichts!«

Die beiden blicken sich an, wie ein Freund und eine Freundin sich vertrauensvoll anschauen. Daraufhin fliegt sie mit höchster Geschwindigkeit auf seine Hand.

»Bist du schön«, schwärmt Felix nochmals.

»Besuchst du mich mal?«

Die Augen des Jungen werden größer und größer.

»Klar, Felix!«

»Versprochen?«

»Versprochen! Dann zeige ich dir auch mein Volk, meine große Familie.«

«Megacool!«

Felix lächelt sie an. Sie lächelt zurück und fliegt los. Sie kreist um seinen Kopf herum und stellt sich nochmals in der Luft vor ihn hin. Sie verabschiedet sich mit flatternden Flügeln und tanzenden Beinchen. Felix kann nichts sagen, aber seine Augen tränen vor Glück.

Felix' Opa, der alles beobachtet hat, schmunzelt. Er schleicht sich an seinen Enkel heran, der immer noch auf den Baum starrt, hinter dem Henriette verschwunden ist. Er legt seinen Arm um den Jungen,



Ein unschlagbares Team: Enkel und Opa.

der dadurch unerwartet heftig zusammensuckt und sich losreißt. Nach einer Weile, in der sie sich nur an- gucken, sagt Opa: »Schön, dass du eine neue Freun- din hast.« Felix kriegt rote Ohren und nickt verlegen.

»Das war ganz toll von dir, Henriette ihre Freiheit zurückzugeben. Jedes Tier benötigt den natürlichen Freiraum, um artgerecht leben zu können. Wir müs- sen das respektieren.«

Opa meint, über den Kopf seines Enkels hinweg- geredet zu haben, deshalb überrascht ihn die Reak- tion seines Enkels so sehr:

»Ich muss ja auch akzeptieren, dass du nicht mehr so schnell rennen kannst wie ich.«

»Genau«, sagt Opa lachend, »wir kommen gut miteinander aus, wenn wir uns gegenseitig akzeptie- ren, so, wie wir sind. Egal, ob wir etwas nicht können oder gut können. Das bedeutet für mich Freiheit.«

»Opa?«

Felix zieht ihn an sich.

»Opa ... gilt das auch für das Fußballspielen? Weißt du, manchmal denke ich, Mama mag mich nicht. Sie will, dass ich im Kinderchor mitsinge, ob- wohl ich gar nicht singen kann. In den Fußballverein jedoch darf ich nicht, obwohl ich super gut spiele.«

Felix hüpfte um seinen Opa herum, der steif dasteht, weil er diese Diskussionen aus der Familie kennt.

»Ich sage Mama, was du über die Freiheit denkst. Dann ändert sie hoffentlich ihre Meinung. Das ist doch Freiheit, wenn ich im Verein kicke, nicht wahr, Opa?«

»Aber ...« Opa will noch irgendetwas einwenden, doch Felix kann und will es nicht hören, sondern rennt ihm einfach davon.

**Heinrich Düllmann, Holzgerlingen
Jahrgang 1948**

Was Freiheit für mich bedeutet?

von Alfons Schmid



August 1965. Der Polizist knallt die Tür zu, und ich sitze zum ersten Mal, 22 Jahre alt, hinter Gittern. Ich rüttle an der Tür, bin verrückt vor Wut. Sie fügen mir Unrecht zu, diese Polizisten. Zu rütteln, zu schreien, mit den Füßen zu stampfen, ist sinnlos. Sie haben mir gezeigt, dass hier nur ihr Recht gilt. Sie besitzen die Macht. Sprachprobleme? Nein, sie hören dir nicht zu. Schon nach nur einer Stunde fühle ich mich meiner Handlungsfreiheit beraubt, glaube, um Hilfe schreien zu müssen. Ich schließe meine Augen: die Wände, Decke und Fußboden kommen auf mich zu, beschränken meinen Lebensraum, wollen mich erdrücken. Und ich muss an eine Maus denken, die vor einiger Zeit in unserer Wohnung gewesen ist. Auch sie war dort natürlich nicht in Freiheit.

Meine Bewegungsfreiheit vermisse ich, atme schwer und schnell, glaube zu ersticken, denn nicht nur der Raum um mich wird kleiner, sondern auch meine eigenen Mauern werden mir bewusst. In diesem Raum gefangen zu sein, bringt Angst und Verzweiflung. Ich kann nicht mehr, will nicht mehr, gebe auf. Und mir eröffnet sich eine Erkenntnis: Freiheit wird erst bemerkt, wenn man sie nicht mehr besitzt. Das spüre ich momentan am eigenen Körper und habe es an dieser Maus vor vier Monaten beobachtet.

In der Stille der Zelle, in die sie mich gesperrt haben, beruhige ich mich, besinne mich, denke nach. Es macht keinen Sinn, den Michael Kohlhaas zu spielen; du bist gekommen, um deinen Urlaub hier im schönen Italien zu genießen, bleib ruhig, gib nach, irgendwie wirst Du es schaffen. Vierzehn Tage weg vom Stress des Studiums und viel Spaß mit der Freundin, die schon acht Tage hier im Hotel wartet. Vergiss die Polizisten. Ich setze mich auf den einzigen Stuhl im Raum und überlege wie ich mich verhalten soll.

Da wird die Tür aufgeschlossen und ein fremder, junger Polizist tritt ein. Er scheint, nach der Uniform

zu urteilen, einen höheren Offiziersgrad zu besitzen, hat das vorgedruckte Dokument meiner Schuldanererkennung, das zu unterschreiben seine Kollegen mich zwingen wollen, bei sich und fragt: »Sprichst du englisch?« Als ich bejahe, will er erklärt haben, wie es zu der Gefangennahme gekommen ist. »Vermutlich habe ich gestern Abend einen Fehler gemacht. Ich habe mit einem italienischen jungen Mann, in Englisch, über den *Catenaccio* der italienische Fußball-Nationalmannschaft gestritten. Es ist laut geworden, aber nicht handgreiflich. Und heute Morgen werde ich festgenommen, soll ein Papier, das in Italienisch verfasst ist, unterschreiben. Aber ich verstehe kein Italienisch!«

»Dein Gesprächspartner hat schwarze lange Haare und fährt einen Ferrari?« fragt er. Auf mein »Ja,« antwortet er nur: »Der Sohn des Staatsanwalts!« Zerreißt das Dokument, gibt mir lächelnd die Hand, wünscht mir einen schönen Urlaub, schließt die Zelle auf, komplementiert mich raus und gibt mir zum Schluss einen Rat: »Wer in Italien die Nationalmannschaft verunglimpft, beleidigt die ganze Nation.« –

Sprachlos, aufatmen, ein guter Polizist, ein ehrlicher Mann, einer, dem das Recht wichtig ist. Ich fahre mit meinem Auto zu dem Hotel, das wir gemeinsam gebucht haben, und erkundige mich nach meiner Freundin.

Nun muss ich erfahren und verarbeiten, dass sie das Hotel, zusammen mit ihrem italienischen Freund, verlassen hat. Wut und Enttäuschung! Dazu Liebeskummer. Trauer. Frust! Beschissener Tag. Mich überkommt eine unbekannte Angst. Die Angst, ohne Bindung in einem fremden Land, einsam zu sein. Sartre meinte zwar: »Die Hölle, das sind die Andern.« Vielleicht war meine Hölle aber, mit mir allein zu sein, keinen Ansprechpartner zu haben. Ich muss meine Vorstellung ändern, mich der neuen Lage anpassen.

**AN UNMÖGLICHEN DINGEN
SOLL MAN SELTEN VERZWEIFELN,
AN SCHWEREN NIE.**

Aus: »Italienische Reise« | *Johann Wolfgang Goethe*

Nun bin ich ungebunden, aber nicht frei. Die Gefängniszelle ist Vergangenheit, aber was bringt die Zukunft, denn ich bin nicht wirklich frei. Was ist Freiheit, was bedeutet Freiheit. Ich lege mich auf das Bett und denke nach.

Und ich erinnere mich wieder wie schon den ganzen Tag an ein Ereignis vor vier Monaten. Es war bei Nacht. Im Schlaf wurde ich geweckt. Mir war, als hätte mich jemand berührt. Schrecken. Da! Ein Geräusch, Bewegung auf dem Parkett, schnelle Schrittschritte, dünnes Kratzen, da ist jemand. Beunruhigt öffnete ich die Augen. Es war Nacht, ganz dunkel. Wieder ein Geräusch. Ängstlich knipste ich die Nachttischlampe an. Da! Irgendetwas rannte hinter den Schlafzimmerschrank. »Was ist?« Klang es müde und verschlafen! Sie war durch das Licht geweckt worden. »Es ist wahrscheinlich ein Tier im Zimmer.« Sie sprang auf, stand im Bett und drückte erschreckt die Arme an ihren Oberkörper, schien auf Zehenspitzen zu stehen. »Wo?« Ihre Stimme vibrierte. »Hinter dem Schrank!« Mir war mulmig. Ich spürte eine Leere in der Magengegend. Was nun? Angst konnte ich auf keinen Fall eingestehen!

Ich stand auf, schloss draußen im Flur alle Zimmertüren und öffnete die Ausgänge zu Wohnung und Haus. Aufgeregt holte ich den Besen aus seiner Kammer. »Es ist nur ein kleines Tier«, versuchte ich sie und mich selbst zu beruhigen. Dann stocherte ich mit dem Besen hinter den Schrank. »Da ist es!« Sie kreischte. Eine Maus war am Vorhang mit hoher Geschwindigkeit hochgeklettert und saß auf der Vorhangstange. Ich schlug mit dem Besen nach oben. Die Maus raste den Vorhang hinunter und zur Tür hinaus. Verfolgung, den Besen wild schwingend! Auf der langen Geraden des Flurs rasten wir beide, die Maus voran, zur Wohnungstür. Raus! Weiter im Treppenhaus, lächerliche Verfolgungsjagd, mensch-

liche Furcht, tierische Angst, Flucht. Raus zur Haustür! Geschafft! Aufatmen! Der Bewegungsmelder hatte das Außenlicht eingeschaltet und machte den Vorgarten sichtbar.

Aufatmen? Nicht nur bei mir! Auch die Maus schien erfreut! Auf dem Weg zwischen den Rabatten, tänzelte sie, machte kleine Sprünge. Ihre Bewegungen waren gelassen, strahlten Lebensfreude aus. Sie war hier zu Hause, im eigenen Revier. Die Maus drehte sich in meine Richtung, fast wie ein Dankesgruß. Sie war von der rauen Fremde weg, in Unabhängigkeit. Dann den Stamm des Jasmins hinauf. Ich fühlte, was die Maus spürte. Es gab nichts Schöneres als in der Freiheit zu Hause zu sein.

Nun denke ich wieder an diese Maus, an ihre Freude wieder frei zu sein und an ihre ursprüngliche, selbstsichere Ruhe, die frei zu sein, erzeugt. Wirklich frei zu sein muss wunderbar sein: Gelassen statt hektisch, fröhlich und überzeugt, sein Leben selbst in die Hand zu nehmen, durch freies und unabhängiges Handeln. Bei der Maus den Wandel durch Freiheit zu sehen, war eindrucksvoll: von Angst zu Ruhe, von Hektik zu Entspannung. Und dann selbstsicher das Richtige tun.

Um also tatsächlich frei zu sein und diese Freiheit genießen zu können, benötige ich Einfühlungsvermögen, Mut und Selbstwert, ja sogar Selbstliebe, aber keinen Narzissmus. Ich überwand mich, fühlte zum ersten Mal mich selbst, meine Wünsche, kann mich von inneren Hemmungen befreien, die neue Lage genießen, erlebe Freiheit pur und empfinde mit allen Sinnen. Es wird der erlebnisreichste und erinnerungsintensivste Urlaub, den bis dahin erlebt habe.

Übrigens, von meiner Verhaftung, meiner Freundin und der Maus hörte ich nichts mehr.

Alfons Schmid, Böblingen, Jahrgang 1942

Der Mann im Rollstuhl /
Die Freiheit, die ich meine

von Dagmar Meyer



Auf einmal sah ich ihn, den Mann im Rollstuhl. Die Autoschlange bewegte sich im stop and go auf der Bundesstraße vorwärts. Zeit genug für mich, um einen schnellen Blick nach rechts und links in die Landschaft zu werfen. Felder und Wiesen grenzten an die Straße, in der Ferne konnte man die Dächer der nächsten Ortschaft erkennen. An der rechten Seite der Straße hatte man einen hohen Maschendrahtzaun zwischen Feldweg und Straße gezogen. Keine Menschenseele war zu sehen.

Nur er, der Mann im Rollstuhl.

Ganz nah hatte er sich an den Zaun heran manövriert, die Finger in Kopfhöhe in die metallenen Maschen gekrallt, als wollte er sich aus dem Fahrstuhl ziehen, um besser die Autos sehen, die Motoren hören und das Benzin riechen zu können. Gebannt startete er auf die Fahrbahn, fixierte die vorbeierollenden Fahrzeuge, schaute einigen lange hinterher.

Einige Sekunden sahen wir uns in die Augen, dann war auch mein Wagen vorüber.

Doch der Mann im Rollstuhl ließ mich nicht los. Noch heute frage ich mich, welche Sehnsüchte und Gedanken ihm beim Anblick der Wagenkolonne durch den Kopf gezogen sein könnten. Wäre er nicht gerne ein Teil dieser Kolonne, ein Mann unterwegs in seinem Auto zu einem wichtigen Ziel, in einem Auftrag für seine Firma? Oder auf dem Weg in den Urlaub, die Frau abzuholen, die alten Eltern zu besuchen?

Nichts von alledem galt für ihn.

Er war angewiesen auf ein lächerlich langsames Vehikel, um sich überhaupt fortbewegen zu können, während die Menschen auf der Straße leicht und locker unterwegs waren. Sie waren frei, konnten fahren, wohin und wann sie wollten; ihm blieb nur, ihnen sehnsuchtsvoll hinterher zu sehen und von einer Freiheit zu träumen, die er nie mehr haben würde.

Mitleid stieg in mir auf. Und das gute Gefühl meiner eigenen Bewegungsfreiheit. Sein Anblick hinter dem Maschendraht hatte mir bewusst gemacht, wie wertvoll die Freiheit war, sich mit einem Auto fortbewegen zu können. Doch mir ist klar, dass auch ich in naher Zukunft von meinem Auto würde Abschied nehmen und mich auf die Bahn begeben müssen; und auch, dass ich damit ein Stück Freiheit verlieren würde. Wie unbescheiden!

Nach Herzinfarkt, Schlaganfall und Corona ist eine Freundin von mir auf ständige Betreuung angewiesen und kann sich nur mit Hilfe eines Rollators oder eines starken Armes fortbewegen.

»Sei doch froh, dass du Bahn fahren kannst«, sagte sie, als ich die Aussicht, einmal ohne Auto sein zu müssen, beklagte. „Sieh’ mich an, ich kann nicht mal die Wohnung ohne Hilfe verlassen.«

Da schäme ich mich und verstehe, dass Bewegungsfreiheit relativ ist und abhängig von der Autonomie des einzelnen Menschen. Davon habe ich –



noch – eine ganze Menge; aber manche meiner Freunde nicht mehr.

Ein Erlebnis aus meiner Kindheit ist bis heute unvergessen und lehrte mich, die geistige Freiheit, nicht nur frei denken, sondern auch reden zu können, als höchstes Gut zu schätzen.

Mitte der fünfziger Jahre fuhr meine Mutter mit uns drei Kindern von unserem Wohnort im Westen mit der Bahn in die damalige DDR. Die Fahrt war lang, wir Halbwüchsigen spielten Karten, lasen und alberten herum. Nur selten warfen wir einen Blick aus dem Fenster in eine absolut öde, uninteressante Landschaft. In dem voll besetzten Zug wurde geredet, gegessen und getrunken wie auf dem Marktplatz. Plötzlich wurde der Zug immer langsamer, bis er mit kreischenden Bremsen zum Stehen kam.

»So, und jetzt ist Ruhe«, herrschte Mutter uns ungewöhnlich heftig an. »Wir sind an der Zonengrenze, gleich kommen die Grenzbeamten, um Pässe und Reisegenehmigung zu kontrollieren. Ihr bleibt auf euren Plätzen, rührt euch nicht und haltet den Mund. Kein Wort. Ist das klar?«

Vom Bauch her kroch ein Gefühl der Angst hoch und schnürte mir den Hals ab, mein Mund wurde ganz trocken; der jüngeren Schwester standen schon die Tränen in den Augen, sie klammerte sich an Mutter, selbst der ältere Bruder war plötzlich still.

Hundegebell kam immer näher, was meine Angst panisch werden ließ, ich war keine Freundin von Hunden. Vorsichtig linste ich aus dem Fenster. Einige Männer in Uniform führten große Schäferhunde auf den verlassenem, trostlosen Bahnsteig. Meine Hände wurden eiskalt und zitterten.

»Jetzt werden die Papiere kontrolliert«, flüsterte meine Mutter, und ihre flatternde Stimme signalisierte mir: Auch sie hatte Angst. Im Abteil wurde es

schlagartig mucksmäuschenstill. Und dann kamen sie, Herr und Hund. Zuerst der Hund. Diesen Moment habe ich mein Leben lang nie wieder vergessen: Wie der schwarze Hundekopf fast auf Augenhöhe neben mir auftauchte, wie das Tier neben mir stehen blieb, mit hoch gestellten Ohren, das Maul leicht offen, so dass die spitzen Zähne zu sehen waren; wie zwei dunkle Hundeaugen sich in meine bohrten, während der Beamte die Papiere unserer Mutter kontrollierte. Gleich würde ich sterben, ich erstarrte zu einer Salzsäule. Mein Herz klopfte wild und beruhigte sich erst, als Herr und Hund weiterzogen und nach geraumer Zeit das Abteil verließen, als die Menschen wieder wagten, sich zu bewegen, als Papier raschelte und der schlechte Geruch der Angst mit Essen und Trinken vertrieben wurde. Ich lernte: Angst ist die Zwillingsschwester der Unfreiheit.

Es wurden dann doch schöne Ferien, mit Wandern auf dem Rennsteig, abendlichen Lagerfeuern und Schmetterten von Fahrten- und Wanderliedern. Die Bedeutung dieses Liedes allerdings hat sich mir noch später erst erschlossen:

*»Die Gedanken sind frei, wer kann sie erraten,
sie fliegen vorbei, wie nächtliche Schatten,
kein Mensch kann sie wissen, kein Jäger erschließen,
es bleibt dabei, die Gedanken sind frei.«*

Große Dichter haben die geistige Freiheit immer wieder zu ihrem Thema gemacht. So lässt Friedrich Schiller Don Carlos in seinem Schauspiel fordern: »Geben Sie Gedankenfreiheit«, etwas, was auch heute auf der Welt längst nicht überall selbstverständlich ist. Und die körperliche Freiheit?

Nie werde ich den Mann im Rollstuhl vergessen.
Nie.

Dagmar Meyer, Weil der Stadt

Was Freiheit für mich bedeutet

von Alfred Pich



Freiheit ist das höchste Gut auf Erden. Deshalb wir dürfen uns heute glücklich schätzen, in Deutschland und Europa frei leben und unser Dasein nach eigenen Wünschen und Möglichkeiten gestalten zu können.

Wie unfrei frühere Generationen lebten, haben selbst noch meine Eltern und Großeltern erfahren. Bis zum Ende des Ersten Weltkriegs 1918 noch Bürger Österreichs, gehörten sie ab 1919 zur neu gegründeten Tschechoslowakei, um dann ab 1938 deutsche Staatsbürger zu werden. Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs wurden alle Deutschen enteignet und aus dem Sudetenland brutal vertrieben. Diese gravierenden, ihr Leben stark beeinflussenden Veränderungen mussten sie über sich ergehen lassen, ohne je gefragt zu werden. Der Mensch hatte sich zu fügen und die jeweiligen staatlichen Anordnungen zu akzeptieren.

Der Grund für diese gravierenden Ereignisse waren immer kriegerische Auseinandersetzungen, die von den jeweils Herrschenden entfacht und über die Köpfe der Bevölkerung hinweg durchgesetzt wurden, die dann aber nach dem bitteren Ende die Hauptlast der oft dramatischen Folgen zu tragen hatte.

Auch in unseren ganz jungen Jahren war die persönliche Freiheit noch stark eingeschränkt, denn die Volljährigkeit begann damals erst mit 21 Jahren. Also war es der Vater, der alle wichtigen Entscheidungen, natürlich zum Wohle der Familie, traf, obwohl die schon älteren Kinder manchmal nicht immer einverstanden waren. Im Vordergrund stand jedoch die fürsorgliche Planung der Eltern, um dem Nachwuchs die Wege in eine berufliche Zukunft zu erleichtern.

Infolge einer schweren langen Erkrankung meiner Mutter lebte ich vom zwölften bis 15. Lebensjahr bei meinem Onkel. Mein letzter Schultag in der Realschule endete an einem Freitag, und Samstag fuhren wir

auf seinem Motorrad nach Hause. Über meine berufliche Zukunft hatten wir natürlich schon gesprochen, und Vater hatte mir bereits mitgeteilt, dass er eine Lehrstelle gefunden habe. Die Freude aber, wieder zu Hause zu sein, wurde sofort getrübt, als man mir eröffnete, dass die Lehrzeit bereits am Montag um sieben Uhr morgens beginnt, also zwei Tage nach Schulende. Meine, nach dem ersten Schock vorgetragene Bitte, ob ich nicht doch einige Tage zu Hause bleiben könnte, wurde mit dem Satz abgeschmettert: Wenn Du ausgelernt hast, kannst Du selbst entscheiden, jetzt nicht.

Eine sehr krasse, radikale Änderung meines Lebens begann für mich, wie für alle jungen männlichen Staatsbürger damals, als ich mit 19 Jahren zur Wehrmacht eingezogen wurde. Das war keine freiwillige Entscheidung, sondern staatlich angeordneter Zwang. Mit dem Tage der Einberufung und dem Durchschreiten des Kasernenhoftores war unsere persönliche Freiheit beendet. Von da ab galt grundsätzlich nur das Wort des jeweiligen Vorgesetzten, ein Einwand oder sogar Widerspruch war völlig ausgeschlossen, zumal bereits das Kriegsrecht galt.

Nach einer harten, manchmal auch an die körperliche Grenzen gehende Ausbildung habe ich den Kriegseinsatz an der Ostfront bis zum bitteren Ende mitmachen müssen, aber glücklicher Weise überlebt. Der Tagesablauf an der Front wurde fast täglich von lebensbedrohlichen Ereignissen bestimmt und von Befehlen, die strikt zu befolgen waren, um ein gemeinschaftliches Ziel zu erreichen. Nur der Zusammenhalt zählte, und als Einzelner hatte man nur die Möglichkeit, den Kopf rechtzeitig einzuziehen, um Schlimmeres zu verhindern.

Die totale Abhängigkeit von Anordnungen Vorgesetzter konnte jedoch auch ein ganz großer Glücks-



Freizeit am Badeseesee, um 1930 (Beispielfoto).

fall sein, wie ich selbst erfahren durfte. Bei einem Kontrollgang an der Front erkannte unser Kompaniechef als studierter Pädagoge, dass ich, damals klein und schwächlich, für die Aufgabe am schweren Maschinengewehr völlig ungeeignet war. Es war purer Zufall und für mich ein riesiges Glück, deshalb als Krad-Melder zum Regimentsstab versetzt zu werden. Ebenso unerwartet und überraschend erfolgte später eine weitere »Beförderung«: Ich wurde im Herbst 1944 bestimmt, mit meinem BMW-Beiwagen-Krad den Regimentskommandeur zu fahren, weil sein Horch-Geländewagen, zum Glück ohne Insassen, durch eine Granate in tausend Stücke zerlegt wurde und ein gleichwertiges Fahrzeug nicht zur Verfügung stand.

Drei harte Jahre Kriegseinsatz mit sehr kalten Wintern habe ich in Russland erlebt, in der persönliche Freiheit für uns nicht existierte, sondern nur die Pflicht, militärische Anordnungen strikt zu befolgen. Die uns am Anfang eingebläute Euphorie vom Endsieg wurde immer mehr von demoralisierenden Tatsachen widerlegt, die wir als Betroffene zu ertragen hatten und uns sogar zurück auf Deutsches Gebiet bis nach Ostpreußen führte. Hier haben wir in der Endphase des Krieges noch erleben müssen, wie frustrierend, angsteinflößend und trostlos es sein kann, wenn man erfährt, in eine ausweglose Situation geraten zu sein, und alle Wege in die Freiheit versperrt sind. Ohne Hoffnung auf eine erlösende Befreiung und vielleicht sogar glückliche Heimkehr.

Das waren die bitteren Augenblicke, ohne eigenes Verschulden in so eine Lage geraten zu sein, die man als Einzelner einfach zu ertragen hatte. Eine unbändige Wut und lähmendes Entsetzen erfasste uns alle, und jeder musste, je nach Veranlagung, allein mit dieser Situation fertig werden. Still in sich gekehrt, oder auch laut mit dem Schicksal hadernd. Abschiedsbriefe an die Lieben daheim wurden geschrieben in der verzweifelten Hoffnung, dass es vielleicht trotz aller Widrigkeiten irgendwann doch noch ein Wiedersehen geben könnte. Wie aus der Geschichte bekannt, gerieten damals etwa 500.000 Kameraden in russische Gefangenschaft.

Dass ich dieses unbeschreibliche Fiasko überstanden habe, ist einem ungeahnten glücklichen Zufall zu verdanken. Die Verluste in der kämpfenden Truppe gingen weiter, aber die Offiziere in den Stäben blieben verschont. Daher kam der Befehl von höchster Stelle, intakte Stäbe aus Ostpreußen abzuführen, um in der Lüneburger Heide junge Rekruten zu übernehmen. Die Aktion wurde streng geheim gehalten,

und auch ich wurde erst einen Tag vor Abmarsch vom Kommandeur persönlich informiert, dass ich als sein Fahrer mit ihm und etwa 150 Stabs-Offizieren aus Ostpreußen herauskäme. Zunächst sprach- und fassungslos, wagte ich die Frage: »Aber wir sind doch eingeschlossen?« Ganz ruhig erklärte mir der Oberst, es gibt noch eine einzige Verbindung vom Hafen Pillau auf der Kurischen Nehrung nach Swinemünde, die unbedingt offen gehalten werden muss, um mit Schiffen Nachschub für die Truppe herein zu schaffen, und umgekehrt Verwundete, aber auch Zivilpersonen heraus zu bringen. Ich war völlig überrascht über diese unvorhergesehene glückliche Wende, aus tiefster Hoffnungslosigkeit jetzt dieses unbeschreibliche Gefühl der Freiheit und des Überlebens.

Am 12. April 1945 – diesen Tag im Leben werde ich nie vergessen – begann die Überfahrt nach Swinemünde, und als wir dort wieder festen Boden unter den Füßen hatten, schickte ich einen dankbaren Blick zum Himmel in Gedenken an meinen Patenonkel, der als Pfarrer nach einem Heimaturlaub immer sagte: »Fredl, ich werde für Dich beten.« Aus einer tief religiösen Familie stammend, gab es an der Front doch mitunter Tage, da die Zweifel überwogen, ob es einen Gott gibt, der so ein menschenverachtendes Geschehen zulässt.

Wie geplant hat unser Stab die jungen Rekruten übernommen. Wir sollten noch Berlin retten, aber am 4. Mai 1945 war der Krieg an der vereinbarten Demarkationslinie zwischen den amerikanischen und russischen Truppen zu Ende. Trotzdem war es kein Anlass zu großem Jubel, weil wir jetzt Kriegsgefangene der englischen Armee waren. Aber es überwog doch das unbeschreibliche Gefühl, endlich von der ständigen Angst um das eigene Leben erlöst zu sein.



www.stsg.de | Stiftung Sächsische Gedenkstätten
zur Erinnerung an die Opfer politischer Gewalt Herrschaft
Foto: Allan Jackson

Was Freiheit bedeutet, haben wir damals leider erst nach den schrecklichen Erlebnissen des Krieges erfahren dürfen, und so hofften wir voller Optimismus, doch noch eine Zukunft zu haben, in der wir selbst entscheiden können, obwohl durch die darniederliegende Wirtschaft die Möglichkeiten zunächst sehr begrenzt waren. Aber ein unbändiger Wille, aus eigenem Entschluss wieder etwas Positives zu schaffen, war sicherlich für alle Menschen Motivation und Antrieb zugleich und führte schließlich zu dem späteren großen wirtschaftlichen Erfolg für unser Land.

Dass es gelungen ist, unser Leben frei zu gestalten zu können, würden wir Älteren als großen Erfolg bewerten, während es unsere jungen Nachkommen heute als ganz normal empfinden, weil sie in diese Welt hinein geboren wurden und schon über 70 Jahre in Frieden und Freiheit leben dürfen. Hoffen und wünschen wir, dass es in gemeinsamer Anstrengung auch weiterhin gelingt, stets für diese freiheitliche Lebensform einzutreten und auch für die folgenden Generationen und zum Wohle aller Menschen zu erhalten.

Alfred Pich, Leonberg
Jahrgang 1922 (100 Jahre)

Freiheit

von Sevilay Kurtoglu



Ich befand mich mit meiner Mutter auf der Terrasse. Für die Verhältnisse im März war das Wetter ziemlich sonnig und warm. Wir nutzten es gleich aus und ließen die ersten Sonnenstrahlen in diesem Jahr unsere Haut kitzeln.

»Könnten wir eigentlich diesen Sommer verreisen? Es wäre schön, nach langer Zeit wieder das Meer sehen zu können«, unterbrach ich die Stille. Wir waren seit drei Jahren nicht im Urlaub. Nicht einmal ein Ortswechsel fand statt. Ständig in diesem Haus zu sein, nervte mich langsam. Ich wollte raus. Raus aus diesem Haus, raus aus dieser Stadt und sogar aus diesem Land. Ich vermisse das Meer, den Strand und auch die vielen, fremden Menschen mit den verschiedensten Sprachen.

»Ach, Liebling!«, sagte Mutter traurig gestimmt. »Ich weiß, dir ist ziemlich langweilig hier. Ich werde mein Bestes tun, um dir eine angenehme Reise zu ermöglichen. Versprochen! Gleich morgen werde ich mich drum kümmern, in Ordnung? Das Ganze muss sehr gut organisiert werden.«

»Mach dir kein Stress deswegen. Das war nur so ein Gedanke nebenbei. Mir geht es gut!« Ich bereute, diese Frage gestellt zu haben. Meine Mutter sorgte sich sehr um mich, und sie tat alles, um meine Wünsche zu ermöglichen. Mir war es bewusst, dass ich ihr die ganze Kraft raubte, aber dagegen konnte ich leider nichts tun.

Drinne klingelte das Telefon.

»Ich bin gleich wieder da, Schatz!«



Meine Mutter eilte zum Telefon, und ich merkte, wie sie anfang, freudig zu sprechen. »Das ist sicherlich ihre beste Freundin. Das könnte ein langes Telefonat werden«, dachte ich. Da ich nichts anderes machen konnte, schloss ich meine Augen und ließ meinen Gedanken freien Lauf.

Ich sah das Meer vor mir. Glasklar und mit leichten Wellen. Das Sand war weiß und fühlte sich warm an unter meinen Füßen. Es war herrlich! Ich fühlte mich frei wie früher. Ohne Sorgen, ohne Schmerzen. Ich rannte den Strand auf und ab. Hüpfte, drehte mich im Kreise herum, stolperte, fiel auf den Boden und stand gleich wieder auf. Ich war wie ein kleines Kind, das sich das erste Mal an einem Strand befand. Ich näherte mich dem Meer, denn ich wollte auch schwimmen. Ich schaffte es aber nicht. Ich bemühte und zwang mich regelrecht, aber ich kam nicht näher.

Plötzlich spürte ich etwas Nasses auf meinem Gesicht. War das möglich? Die Tropfen vermehrten sich, und ich wurde aus meinem Schlaf gerissen. Als ich wieder zu mir kam, merkte ich, wie es anfang zu regnen. Es war auch ziemlich kühl geworden, weil die Sonne hinter den dicken Wolken verschwunden war.

Ich fror und fluchte, weil ich mich nicht bewegen konnte. Ich war nämlich halsabwärts gelähmt, also im eigenen Körper gefangen.

»Mamaaa!«, schrie ich. Meine Mutter hatte die ganze Zeit telefoniert und nicht bemerkt, wie das Wetter sich verschlechtert hatte. Ich hörte, wie sie sofort auflegte und zu mir eilte.

»Oh, nein! Du bist ja pitschnass geworden! Entschuldige, entschuldige vielmals. Wie konnte ich dich vergessen! Es tut mir so leid, mein Schatz!«

Sie zog schnell mein speziell angefertigtes Rollbett ins Haus und fing an, mich mit Handtüchern ab-

zutrocknen. Währenddessen entschuldigte sie sich so oft, so dass ich es nicht mehr hören konnte.

»Mama, das reicht! Ist schon okay«, versuchte ich sie zu beruhigen. Doch in ihren tränenvollen Augen sah ich immer noch Schuldgefühle und tiefe Trauer.

»Ich muss damit leben, Mama. Du kannst nicht immer bei mir sein. Du hast auch ein eigenes Leben, vergesse das bitte nicht.«

Seit dem schlimmen Autounfall vor drei Jahren kümmerte sich meine Mutter aufopfernd um mich. Mein Vater hatte uns verlassen. Er fand es sehr anstrengend, mich zu pflegen und überhaupt mit mir zusammen zu leben. Obwohl er den Unfall verursacht hatte und ich somit wegen ihm eine Ganzkörperlähmung hatte, verließ er uns einfach und ließ die ganze Last auf meiner Mutter liegen. Ich hasste ihn sehr dafür! Wie konnte er so egoistisch sein und keine Schuldgefühle haben? Er hatte sowohl meine Freiheit, als auch die meiner Mutter geraubt. Das werde ich ihm niemals verzeihen...

**Sevilay Kurtoglu, Herrenberg
Jahrgang 1985**

Der Preis der Freiheit

von Siegrid Csepregi



[www.fotocommunity.de/
photo/frauenkirche-
dresden-bei-braun-
und-cant-fotografie](http://www.fotocommunity.de/photo/frauenkirche-dresden-bei-braun-und-cant-fotografie)

Ich habe in der Bundesrepublik alles, was mein Herz begehrt,
kann jederzeit kaufen, was unsere gute Erde beschert.
Die moderne Technik bringt überall Komfort in der Tat,
doch ich habe verloren das Kostbarste: meine Heimat!

Wenn ich Appetit verspüre, grille ich mir das zarteste Filet,
habe sonntags Schwarzwälder Kirschtorte mit meinem 5-Uhr-Tee,
kann täglich morgens meine duftende Tasse Kaffee genießen,
doch wann sehe ich wie einst gewohnt die Heimatblumen sprießen?

Ich kann mich dem Wetter entsprechend kleiden, modisch und adrett,
blättere durch Zeitschriften, welche bunt, aktuell und nett.

Darf unbesorgt politisch plaudernd mit Kollegen an der Ecke stehn,

doch wann darf ich endlich alte Schulfreunde ohne Einreisegenehmigung wieder mal sehn?

Ich darf überall hin verreisen, für mein auch hier schwer verdientes Geld,
nach Süden, Norden und Westen – offen steht mir dafür ein Großteil der Welt.
Doch ab und zu möchte ich besuchen die Heimat – im Osten – ganz spontan,
aber eine grausame Mauer trennt deutsche Familien – gar nicht weit nebenan.

Mir ist gestattet, am Fuße des Matterhorns gemütlich spazieren zu geh' n,
darf auch die funkelnden Kronjuwelen im Tower zu London seh' n.

Als Kranke kann ich in der Grotte zu Lourdes um Hilfe fleh' n,
doch an den Gräbern meiner sächsischen Ahnen darf ich nur mit Erlaubnis steh' n!

Ich schaffte mit Menschen aller Herren Länder (zum Beispiel in London) Hand in Hand,
heute habe ich nur noch Souvenirs, was mich einst in Sitte und Brauchtum mit meiner Sächsischen Heimat verband.
Kommt Urlaubszeit, reist selbst ein Gastarbeiter problemlos in sein Mutterland,
ich aber darf nur weinen um mein und unser aller seit 1961 geteiltes Vaterland.

Nach einer Krankheit schickt mich die AOK ganz schnell zur Kur,
ich werde oft untersucht und sei es zur Vorsorge nur.

Auch im Alter bin ich versorgt, die BRD ist sehr sozial,
doch wer kann es mir verdenken, ich vermisse mein Dresden von einst (vor 1945) und das so schöne Elbtal.

Ich lebe hier in Freiheit, Demokratie und Wirtschaftsüberfluss
und leiste mir jeden erschwinglichen, geistigen und irdischen Genuss.
Doch trotz Allem, was ich im Westen habe und wirklich sehr zu schätzen weiß,
aber die Heimat verlieren zu müssen – im Tausch für die Freiheit –
ist ein unmenschlich hoher Preis.

*»Mein Gedicht, entstanden im September 1979,
soll Gefühle widerspiegeln, welche viele Flüchtlinge
haben werden, trotz des ihnen angebotenen
vermeintlichen Wohlstands.«*

**Siegrid Csepregi,
geboren 1928 in Dresden,
lebt im Seniorenzentrum Bondorf.**

Was Freiheit für mich bedeutet?

von Emmy Schäfer

*Vier kleine Erlebnisse
hinführend zum Thema*

Mein Neffe, er war ein aufgeweckter Junge im frühen Kindergartenalter, weinte und sagte mit Tränen belegter Stimme: »Alle, alle wollen über mich bestimmen.«

Jahre später. Ich betreute die beiden Kinder Jule und Nico, wenn die Mama Dienst hatte und der Papa im Geschäft war. Jule hatte, bevor sie ganze Sätze sprechen konnte, bereits ein Lieblingswort: »Selber.« Wenn sie hingefallen war und ich ihr aufhelfen wollte: »selber« – oder beim Anziehen und in vielen anderen Situationen kam ihr bestimmtes „selber!“

Und es ging auch – »selber«!

Zwischen Jule und dem nur zwei Monate jüngeren Nachbarsjungen Paul entstand eine wunderbare Freundschaft. Auch die Eltern pflegten eine freundschaftliche Beziehung. Einmal war ich mit Jule unterwegs in unserem Dorf. Wir kamen an einem großen freien Platz vorbei, der mitten in einer Häuserreihe lag. Da sagte Jule, sie war etwa 5: »Hier baut Paul für mich ein Haus, wenn wir groß sind. Dann dürfen wir alles selber bestimmen.« *Selbst sein und bestimmen dürfen! Das muss Freiheit sein.*

Das war von Jule tief empfunden und mit dem berührenden Ernst eines Kindes geäußert. Sie kannte die Grenzen, die Eltern setzen, und das Verlangen, auszurechnen. Widersprüchliche Strebungen und Abhängigkeiten, die sich im eigenen Herzen bilden, die hemmende Übermacht der Mitwelt, die den Weg zu autonomen Entscheidungen schwer macht, kannten die zwei Kinder noch nicht und auch nicht die mögliche Entartung der Selbstbestimmung zur tyrannischen Herrschaft, die sich versteckt in dem selbsttäuschenden »Ich mein's nur gut mit dir.« Ich kenne Augenblicke schmerzender Beschämung, wenn diese Zusammenhänge bewusst werden.

1956, ich war 16 und seit einigen Monaten in einem Hotel, um ein Haushaltsjahr zu durchlaufen (es war Bedingung für die Ausbildung zur Kinderkrankenschwester). Das kinderlose Besitzer-Ehepaar und deren Mutter/Schwiegermutter wollten außer Küchen- und Zimmermädchen jemand an Tochter statt. So nannten sie meine bevorzugte Stellung. Jeden Abend bekam ich eine kleine Kostbarkeit mit aufs Zimmer. Diese Sonderbehandlung tat mir gut und führte gleichzeitig zu latenten Schwierigkeiten mit den anderen Mädchen. Ich entschloss mich, das zweite halbe Jahr in einer Familie mit vier Kindern zu verbringen, und kündigte unter Beachtung der 14-tägigen Frist.



<http://hintergrundbild.org/freiheit-hintergrundbilder>

Freiheit, die ich meine.

Das wurde mir so sehr übel genommen, dass niemand mehr mit mir redete. Etwa 100 Kilometer von Mutter und Geschwistern entfernt, zuhause kein Telefon, nur in der nächsten Gaststätte für äußerste Notfälle, ohne Möglichkeit mit jemand zu reden, war ich einsam und litt sehr an diesem schroffen Links-liegen-gelassen-werden. Nach mehreren Tagen, an einem Abend auf dem Weg in mein Zimmer, wurde mein Name gerufen. Es war die Mutter, eine Dame in hohem Alter. Wie in früheren Tagen hielt sie eine Banane in der Hand und bat mich in Gesten, sie anzunehmen. Meine, auch für mich ungewohnt spontane Antwort war: »Nein, Frau Haiges, die kann ich heut' nicht annehmen.« Als Halbweise aufgewachsen, schüchtern, an Gehorsam, Höflichkeit und angepasstes Ja-Sagen gewöhnt, war ich von meiner eigenen Antwort überrascht. Ich drehte mich um und ging weiter die Treppe hoch. Es war ein großes inneres Erlebnis: Der Schmerz der Kränkung war weg. Ich fühlte mich »wachsen«, stark werden, unerhört glücklich und frei. Ich war Ich. Es war die erste erinnerbare Begegnung mit meinem Selbst. Es hatte sich gezeigt und behauptet. Wunderbarer Augenblick! Es war das packende Erlebnis von der Freiheit einer selbstbestimmten Entscheidung.

Ich vermute, der vorausgegangene Schmerz hat diesen Weg zum eigenen, angstfreien Ich gebahnt. Heute erahne ich ein wenig den Sinn von Leid und Schmerz, sagen doch Dag Hammarskjöld und ähnlich auch Hermann Hesse: »Die längste Reise ist die Reise nach innen.«

Es war auch ein erstes Ahnen der Einmaligkeit und Einzigartigkeit eines jeden Menschen, der durch seine *Wahlfreiheit* und Entscheidungsmöglichkeit das eigene Werden mitgestaltet. Der Begründer der Logotherapie sagte es einmal so:

»Freiheit ist – zu allen unfreien Belangen des Lebens – frei Stellung nehmen und verantwortlich darauf reagieren.« (Dr. Viktor E. Frankl, zitiert von Frau Dr. Elisabeth Lukas in einem Seminar.)

Für die vielen großen und kleinen Entscheidungen in meinem Leben fand ich in dem Psalm »... die Wahrheit wird euch frei machen!« eine Orientierung gebende Wegweisung. Diese Suche nach Wahrheit und Freiheit machte mir die Nachfolge Jesu – Meister des Lebens und der Lebensgestaltung – immer notwendiger und lieber. Sagt er doch von sich: »Ich bin die Wahrheit« und »Ich bin dazu geboren und dazu in die Welt gekommen, dass ich der Wahrheit Zeugnis gebe« (Johannes-Evangelium, Kap. 8 und 18).

Freiheit ist kein bleibender Besitz. Sie ereignet sich in Entscheidungen. Sie ist kein in jedem Fall einklagbares Recht. Aber das ist das Recht und die Freiheit eines jeden Menschen, unter vielen Möglichkeiten der eigenen Lebensgestaltung zu wählen. Und wenn die Wahlmöglichkeiten weniger geworden sind, durch Alter, Krankheit, unerwartete Schicksalsschläge, diktatorische, überlegene Machtausübung anderer, bleibt immer noch die Freiheit, dazu eine eigene Einstellung zu wählen. (Frei zitiert nach Dr. Frankl)

Aber auch das ist meine Erfahrung: Verführbar zu sein, die Verantwortung einer eigenen Entscheidung abzugeben an die Meinung der Vielen, an das was »man« tut, an erklärende Umstände, und vieles mehr...

Wie kurz ist dann der Weg zu arroganter Überheblichkeit und stolzer Besserwisserie – und zu einer »Freiheit«, die in Selbsttäuschung verlorengeht.

Emmy Schäfer, Bondorf
Jahrgang 1940

Was Freiheit für mich bedeutet...

von Uwe Jens



Eigentlich bin ich ja ganz zufrieden, dass ich mir als älterer Mensch fast alle Freiheiten erlauben kann. Ich denke, ich nehme mir die Freiheit, zu diesem Thema nichts, aber auch gar nichts beizutragen. Es reicht uns doch, denn meine Frau und ich genießen die Freiheit im Oldie-Alter. Immer frei nach dem Motto:

»Wir kommen trotz gewisser altersbedingter Einschränkungen immer noch zum Strahlen, Lachen, Wohlfühlen oder zur Freude.«

Doch dann lese ich im März einen Artikel im *Böblinger Sonntagsblatt*: »Pistenglück ohne Skilift.« Es geht um Skifahrer, die wegen der Corona-Pandemie ihrem Lieblingssport kaum noch nachgehen können und die jetzt das »Skitourengehen« entdeckten. Ganz ohne Lift, ohne Technik, ohne Kunstschnee, schlicht und ergreifend: »Alles zu Fuß.« Ja klar, jetzt hab ich's:

»Unsere Freiheit in den Dolomiten!«

Natürlich, das wird meine Geschichte: Denn meine Frau und ich gingen bereits vor rund sechzig Jahren dort zum Skitourengehen. Wie ich immer etwas prahlerisch erzählte: »Wir steigen noch ganz persönlich die Berge hinauf!«

Aus Hamburg kommend reisten wir im Winter 1960 zum Ski-Urlaub in die Südtiroler Dolomiten und landeten eher per Zufall und sehr ahnungslos auf der Fanes-Alm über 2.000 Meter Höhe. In der »Lavarella-Hütte«. Einer urigen Hütte, mit einem ebenso urigen Hüttenwirt und einer exzellenten Tiroler Küche. Ansonsten war alles schlicht und einfach. In der Küche kochte der Wirt damals noch am Herd mit Holzfeuerung, die Zimmer waren ohne Heizung. Natürlich gab es kein Bad, jedoch ein originelles Plumpsklo. Heißes Wasser holten wir uns aus der Küche, welches bisweilen Schmelzwasser vom Hüttendach war. Licht am Abend machten Kerzen oder ein zischelnder Gaslicht-Glühstrumpf. Alles urgemütlich.

Und wo war die Pistenraupe? Nicht notwendig, es gab ja keinen Lift. Nur Ruhe, Romantik und neue Freundschaften, die bis heute halten. Das Gebiet wurde später sogar zum Naturschutzgebiet erklärt. Was bedeutete: Eine fantastische Natur pur bleibt erhalten. Bezaubernde Wintergipfel im 360-Grad-Panorama, eine wahrhaft imposante Landschaft. Das zu erleben, bedeutete für uns, die wir aus der Großstadt Hamburg kamen: »Freiheit!«

Wir bewegten uns auf geliehenen Skiern aus Holz, noch ohne Stahlkanten, im Volksmund vergnüglich »Fassdauben« genannt. Mit antiquierten Langriemenbindungen, mit denen wir tatsächlich die Berge bezwangen. Steigfelle liehen wir uns unten im Dorf. Unsere Anoraks glichen Regenjacken. Hosen und Schuhe waren eher zum Wandern geeignet. Aber egal, wir kannten es nicht anders.

Damit ging es hinauf auf die Berge. Wir eroberten uns die »weitläufige« Freiheit per Muskelkraft. Unser erstes Ziel war die »Schildkröte« auf 2.600 Meter Höhe. Frei nach dem Motto »... der Weg ist das Ziel«. Anfangs mit Ernesto, unserem einheimischen Tourenführer. Damals noch ohne Navi, ohne Smartphone, ohne Skibrille mit eingebautem Kompass und ohne Gipfelrestaurant, dafür mit großem Vergnügen.

Ernesto war es auch, der uns auf dem Weg zum Gipfelkreuz einen erstklassigen Tipp gab: »Macht eure Schritte nicht zu groß. Versucht möglichst synchron mit der Atem- und nach Möglichkeit mit der Pulsfrequenz zu steigen! Dann könnt ihr auch hier in der Höhe ohne Not gute Strecken machen.« Diese Erkenntnis habe ich mir in vielen Lebenssituationen zu Herzen genommen.

Am Gipfel angekommen schilderte Ernesto uns das Fanes-Gipfelpanorama und meinte: »Lasst euch Zeit, schaut euch um, genießt die Aussicht und freut euch auf die Abfahrt.« Dann stimmte er das schöne



Uwe Jens

Bergvagabunden-Lied an:

*»Berg ist bezwungen,
frei atmen Lungen,
oh, wie so schön ist die Welt...«*

Das war unglaublich, aber diesen, meinen allerersten Gipfel, den ich mit den »Fasdauben« bewältigte, werde ich nie, nie vergessen. Diesen Ausblick, die unberührte Schönheit in schneebedeckter Freiheit, dazu das romantische Lied der »Bergvagabunden«.

Die Abfahrt dann, natürlich ohne fremde Skifahrer, nur die aus der eigenen Gruppe, war Freiheit pur! An dem Tag hatten wir glücklicherweise Traumbedingungen. Strahlende Sonne, kaum Wind, die Schneelandschaft von Frost und Sonne war ideal für unsere erste Tourenabfahrt geschaffen.

Im Laufe weiterer 60 Jahre Skitourengehens droben in den Dolomiten eroberten wir den Monte Castello, den Piz Stiga, den Heiligkreuz-Kofel, die Lavarella-Spitze und wie die Bergspitzen sonst noch heißen. Erlebten dabei immer wieder traumhafte Landschaften. Hatten fantastische Aussichten und Erlebnisse.

Da oben konnten wir die Seele »frei« baumeln lassen. Wenn wir Glück hatten, sahen wir über uns einen Adler kreisen oder wurden von einem Schneehuhn erschreckt, das sich von uns gestört fühlte. Auch wunderten wir uns über Gämsen, die in schneefreien Felsspalten Futter suchten. Ein Paradies ...

Selbstverständlich lernten wir auch die Gefahren der Berge im Winter kennen. Wussten um die Gefährlichkeit von Lawinen, Sturm und Schneefall. Später machte ich sogar eine Prüfung zum Skitourenführer. Denn die Verantwortung für unsere Kinder, die uns selbstverständlich ab einem sehr frühen Zeitpunkt auf die Fanes-Alm begleiteten, war schon groß.

Ebenso für unsere Freunde aus Norddeutschland, die sich später zu uns gesellten. Gefahren erkennen und sie zu beherrschen, auch das ist ein Punkt, um Freiheit zu bewahren.

Über fünfzig Jahre blieben wir unserer Lavarella-Hütte, der Fanes-Alm, den Dolomiten treu. Wir haben das Gefühl für diese einzigartige Bergwelt unseren Kindern, die, wie schon erwähnt, später selbstverständlich mitkamen, weitergeben können. Sogar unsere Enkel warten seit etlichen Jahren begierig auf ihre Tourenwoche zu Ostern auf der Fanes.

Unvergesslich die vergnüglichen Abende mit Spiel, Gesang, guter Laune und allerbesten Freunden. Wir erinnern uns noch heute gern daran. An die schönen Volkslieder, die frechen Südtiroler »Lumpelieder« und an urige Schnulzen wie die »Capri-Fischer«. Auch an »Buona Serra, Signoria, buona Serra«. Alles flott unterstützt mit meiner allzeit spielbereiten Gitarre. Im Gedächtnis bleibt mir der unbeschreibliche Sternenhimmel – in zweitausend Meter Höhe – in klaren Nächten. Ohne Lichtverschmutzung, nur Himmel und Sterne, einfach faszinierend.

Da droben auf der Alm waren schon früher die Tiroler so frei, dass sie neben dem sagenhaften »König Laurin« sogar ihre eigene Fanes-Hexe hatten, nämlich die Dollasilla. Romantik pur.

Weshalb mein neuester Sinnspruch lautet:

»Die wunderschönen Erinnerungen an die Freiheit der Berge, die kann mir keiner nehmen!«

**Uwe Jens, Böblingen
Jahrgang 1935**

Freiheit gibt's nur mit Gleichberechtigung

von Renate Strauss



Der Drang zur Freiheit ist angeboren. Das kann wahrscheinlich jeder bestätigen, der beobachtet oder selbst versucht hat, ein Kleinkind in den Kinderwagen zu setzen, ihm Schuhe anzuprobieren oder im Zahnarztsessel zu halten, wenn es das nicht will und mit lautstarkem Geschrei und vollem Körpereinsatz dagegen hält. Auch Selbstversuche mit Katzen, die für den Transport zum Tierarzt in eine Box gesetzt werden sollen, sind aufschlussreich.

Der Freiheitswille ist ein Grundbedürfnis. Etwas selbst tun zu können, selbst bestimmen zu können, ist Voraussetzung für die Entwicklung von Selbstbewusstsein. Auch wenn es Nerven und Zeit kostet, habe ich mich bemüht, bei meinen Kindern dieses Bedürfnis nach Selbstständigkeit nur dann zu unterdrücken, wenn es gar nicht anders ging. Sie sollten in der Lage sein, ihre Fähigkeiten auszuprobieren und ihnen zu vertrauen, auch wenn es nicht immer gleich klappte. Ich wollte ihnen das ohnmächtige Gefühl

der Abhängigkeit ersparen, das in meiner Jugend in vielen Familien die Regel war. »Solange ihr eure Füße unter meinen Tisch streckt, habt ihr mir zu gehorchen«, pflegte mein Vater zu sagen, wenn wir seinen Anweisungen nicht gleich Folge leisteten.

Als Kind und auch als Jugendliche habe ich mich nicht getraut zu widersprechen. Die Konsequenzen waren unerfreulich. Deshalb kuschten nicht nur wir Kinder, auch unsere Mutter hielt lieber den Mund und fand andere Wege, ihren Willen durchzusetzen. Wir waren angepasst und brav. Aber ich schwor mir, dass ich so früh wie möglich unabhängig werden wollte. Emanzipation und Feminismus waren damals Fremdwörter für mich. Aber ich merkte früh, dass da etwas nicht stimmte, und schärfte meine Antenne für die Ungerechtigkeiten, die vielen gar nicht mehr auffielen, weil sie so alltäglich waren. Weshalb ging mein Vater davon aus, dass alles ihm gehörte? Meine Mutter arbeitete ebenfalls, wenn auch nur halbtags, weil sie sich um uns Kinder und den ganzen Haushalt kümmern musste. Und der war in der Nachkriegszeit ohne die heute selbstverständlichen Hilfsmittel wie Zentralheizung, Kühlschrank oder Waschmaschine um ein Vielfaches aufwendiger als heute. Mein Vater machte dafür keinen Finger krumm.

Wenn ich damals schon gewusst hätte, dass bis 1957 der »Gehorsamkeits-Paragraf« verheirateten Männern erlaubte, auch über das Geld ihrer Frauen und alle ihre Einkünfte frei zu verfügen, Wohnort und alle Familienangelegenheiten zu bestimmen und sogar ihre Arbeitsverträge zu kündigen, wäre ich noch kritischer gewesen. Immerhin erlaubte mein Vater meiner Mutter großzügig, dass sie mit ihrer Erwerbsarbeit sein



Gehalt aufbessern durfte, das für den Familienunterhalt nicht ausgereicht hätte. Erst 1958 gab es ein erstes Gleichberechtigungsgesetz, in dem es aber immer noch hieß: »Die vornehmste Aufgabe der Frau ist es, das Herz der Familie zu sein. Sie ist berechtigt, erwerbstätig zu sein, soweit dies mit ihren Pflichten in Ehe und Familie zu vereinbaren ist.« Immerhin durften Ehefrauen ihr Vermögen jetzt selbst verwalten.

Freiheit ohne Gleichberechtigung ist nicht möglich. Sobald sich einer oder eine Gruppe für besser hält als andere, ist es nicht weit zur Unterdrückung. Für mich ist der Respekt vor anderen die Voraussetzung für ein friedliches Zusammenleben, gleichgültig, welches Geschlecht, welche Religion, Hautfarbe, Nationalität, Bildung oder andere unterschiedliche Merkmale jemand hat.

Mein Vorbild war eine unverheiratete Schwester meiner Mutter, obwohl die ledigen Fräuleins damals eher skeptisch gesehen oder sogar als »alte Jungfer« lächerlich gemacht wurden: Sie hatte eine eigene kleine Wohnung, eine Arbeit, die ihr gefiel und von der sie leben konnte, und hatte im Ehrenamt und im Freundeskreis erfüllende soziale und kulturelle Kontakte. Sie war ein Ruhepol für ihre Geschwister und deren Familien und ging alleine in den Urlaub, wozu sie oft eine ihrer Schwestern oder Nichten einlud.

Unsere Lehrerinnen waren auch alle unverheiratet und führten ein unabhängiges Leben. Nicht alle ganz freiwillig, wie wir erfuhren, als unsere Lieblingslehrerin heiratete: Ich war das erste Jahr im Mädchen-gymnasium, und so traurig wir waren, dass Fräulein Kurtz zu ihrem Mann ziehen und die Schule verlassen würde, so stolz waren wir, dass wir bei ihrer Hochzeit in der Kirche singen durften. Später erfuhren wir, dass sie nicht freiwillig gegangen war: Sie musste

kündigen. Bis 1956 galt in Baden-Württemberg das Lehrerinnenzölibat. Heiratete eine Lehrerin, musste sie nicht nur ihre Stellung aufgeben, sondern verlor auch noch ihren Anspruch auf Ruhegehalt. Unfassbar! Und wir dachten damals, das hätte nur für die Nonnen gegolten, in deren Schule meine Mutter gegangen war.

Als ich in den 70er Jahren in einer großen Firma anfang zu arbeiten, war es den Chefsekretärinnen untersagt, Hosen zu tragen. Dass die Chefs ausschließlich männlich waren und Frauen bei Besprechungen in den meisten Fällen nur fürs Kaffeekochen und das Protokoll zuständig waren, hielten wir für normal. Dabei gab es auch zu dieser Zeit schon viele Frauen mit guter Ausbildung. Erst viele Jahre später bekamen auch Frauen zunehmend Jobs mit mehr Verantwortung. Die meisten waren allerdings ledig, verwitwet oder kinderlos verheiratet. Das gängige Lebensmodell für Mütter war jetzt zwar eine Ausbildung und wenige Jahre Erwerbsarbeit. Aber wenn das erste Kind kam, blieben die meisten ein paar Jahre zuhause und gingen dann höchstens in Teilzeit ohne Aufstiegschancen wieder in ihren Beruf zurück. Ich erinnere mich gut an eine Kollegin, die mir erzählte, dass ihr Mann nach der Heirat darauf bestanden hatte, dass sie ihren Beruf aufgab, weil es sonst geheißen hätte, dass er nicht fähig sei, seine Familie zu ernähren. Die Ehe blieb kinderlos, und sie erzählte, dass sie bei aller Trauer froh war, dass ihr Mann früh gestorben sei und sie wieder arbeiten gehen konnte.

Margaret Atwood hat in einem Zukunftsroman »Der Report der Magd« über eine religiöse Männerdiktatur, in der Frauen zu Gebärmaschinen und Arbeitstieren versklavt werden, geschrieben, wie den Frauen ihre verlorene Selbständigkeit erklärt wurde: Es gäbe zwei Arten von Freiheit. Die Freiheit »zu«

wäre für sie zwar vorbei, nämlich *zu tun und zu lassen*, was sie für richtig gehalten hatten; dafür hätten sie aber viel Freiheit »*von*«: *von* den Anforderungen der Arbeitswelt, *von* den Sorgen um Familie und Haushalt, *von* unangenehmen Entscheidungen ... Alles wird für sie entschieden. Sie werden zurückgestoßen auf die Stufe eines Kleinkindes vor der Trotzphase.

Ich erinnere mich an eine Kollegin, die nach einem Urlaub bei sizilianischen Verwandten begeistert erzählte, wie schön es dort war. Nicht nur die Landschaft, das Meer, das Essen. Nein, vor allem die Aufnahme in die Familie, die Geborgenheit, die Sicherheit hatten sie fasziniert. Anfangs war sie genervt, dass sie nichts alleine unternehmen konnte, nicht einmal mit ihren Kusinen. Ständig musste einer der Vettern sie begleiten. Damit euch nichts passiert, sagten die Tanten. Sie hätte sich aber schnell daran gewöhnt und sich dann wirklich beschützt gefühlt. »Keiner der anderen jungen Männer hat uns blöde angemacht. Wenn ich hier nachts alleine unterwegs bin, wünsche ich mir manchmal so einen Beschützer.« Ich hätte das eher als Bewacher empfunden. Aber das sind wohl die beiden Seiten, die ausgeglichen sein müssen, damit wir uns wohl fühlen: Möglichst viel Freiheit, um eigene Entscheidungen treffen zu können, aber so viele Regeln und Vorgaben für alle, dass wir uns sicher fühlen. Das Gleichgewicht zwischen der Freiheit *zu* und der Freiheit *von*.

Bei manchen Frauen habe ich heute noch das Gefühl, dass sie ganz gern die Verantwortung für das Gelingen ihres Lebens zu einem großen Teil abgeben. Ist es doch auch bequem, sich von einem Chef den Tagesablauf diktieren zu lassen, keine Steuererklärung machen zu müssen, sich nicht um tropfende Wasserhähne und das seltsame Geräusch im Auto kümmern zu müssen. Aber zu welchem Preis!

Freiheit bedeutet für mich, unabhängig zu sein, eigene Entscheidungen treffen zu können, dass alle die gleichen Rechte haben und auch einfordern können.



Damit verbunden ist, die Verantwortung dafür zu übernehmen, was man tut und damit bewirkt. Ich bin den vielen Frauen dankbar, die sich seit über 100 Jahren oft unter Anfeindungen und manchmal sogar unter Lebensgefahr dafür eingesetzt haben, dass Frauen die gleichen Rechte haben wie Männer. Ihnen haben wir es zu verdanken, dass es für unser Töchter und Enkelinnen heute selbstverständlich ist, eine gute Ausbildung zu machen, berufstätig mit eigenem Bankkonto zu sein, zu heiraten oder alleine zu leben, Kinder zu bekommen und trotzdem berufstätig zu sein, weil es inzwischen gute Betreuungsmöglichkeiten gibt. Heute können Frauen, wenn auch immer noch viel zu selten, ihre Kompetenzen in leitenden Berufen einbringen und in politischen Ämtern die weibliche Sicht auf die Belange des Lebens sichtbar machen. Ich bin dankbar, dass ich in einem demokratischen Land lebe, in dem das alles möglich ist, weil wir ein allgemeines und freies Wahlrecht haben, mit dem wir Einfluss darauf haben, wer uns regiert. Und diese Regierung auch wieder abwählen können, wenn sie den Erwartungen nicht entspricht. Das ist leider in vielen Ländern nicht selbstverständlich, wie wir täglich in den Medien lesen und hören und sehen können. Deshalb sollten wir alle dafür sorgen, dass uns diese Freiheit erhalten bleibt.

**Renate Strauss, Leonberg
Jahrgang 1945**

Endlich erlebe ich die »große Freiheit«

von Renate Rinderknecht



Seit 60 Jahren erlebe ich wieder die »große Freiheit«! Freddy Quinn erlebte sie auf dem Schiff (Meer, Wasser) schwimmend. Ich aber bleibe auf dem Boden, der Erde. So wie ich jetzt das »Frei sein« erlebe, also mit 78 Jahren, hatte ich es nur bis zu meinem 20. Lebensjahr erleben können.

Was mir jetzt erst so richtig bewusst wird, ist, dass ich eine wunderschöne freie Kindheit hatte. Bei uns war immer etwas los: Bauernhaus, Landwirtschaft, Kolonialwarenladen und Fuhrunternehmen. Geboren 1943 in Liebelsberg, heute ein Teilort von Neubulach, ein Ort im Schwarzwald mit 300 Einwohnern. Wir hatten als erstes Haus im Ort ein Telefon. Ich musste als Kind immer den Einwohnern ausrichten, was die Anrufer mitzuteilen hatten, oder ich musste die Personen holen. Es war eine schöne Kindheit, mit viel Arbeit, Spielen und auch viel Verwandtschaft. Meine Mutter hatte 14 Geschwister, mein Vater nur drei. Kindergarten und Schule waren im Ort. Die Klassen 1 bis 4 waren in einem Klassenzimmer und die Klassen 5 bis 8 auch nur in einem Raum. Es gab nur einen Lehrer und eine Handarbeitslehrerin. Ich kann mich noch an das Schulesen erinnern Kaba und Dampfnudeln. Die Sportlehrerin war für die Klassen 1 bis 8 zuständig.

Mit 14 Jahren ging ich für ein Jahr nach Pforzheim in die Haushaltsschule. Nebenher habe ich einen Schreibmaschinenkurs gemacht und auch Stenografie gelernt in Calw. Zwischen meinem 15. und 16. Lebensjahr bekam ich eine Halbtagsstelle beim Notar in Teinach, immer nur morgens. Am Nachmittag musste ich zuhause helfen.

Dann starb mein Vater ganz plötzlich an einem Herzinfarkt, mit nur 51 Jahren. Vieles wurde anders. Wir drei Kinder (Mädchen) waren 10, 16 und 22 Jahre alt, und ich ging dann den ganzen Tag arbeiten im Landratsamt Calw.

Mit 17 ½ Jahren war ich in Neubulach bei einem Doktor mit vier Kindern im Haushalt. Nebenher lernte ich etwas Englisch, denn ich wollte nach London. Aber meine Mutter sagte, ich soll nicht übers Wasser. Ich wollte aber einfach fort.

Ich bin dann in Bern, der Hauptstadt der Schweiz, als Haustochter eines älteren Ehepaar »von Graffenried« gelandet. Sie hatten ein Chalet in Wengen im Berner Oberland. Dort verbrachten wir im Sommer und im Winter jeweils vier Wochen in den Ferien. Als meine Mutter krank wurde, ging ich zurück nach Hause, um zu helfen.

Mit 21 Jahren lief mir mein Mann Fritz über den Weg. Es war Liebe, dann kam die Heirat, und es wurden drei Kinder geboren. Ich war der Meinung, die große Liebe gefunden zu haben, wurde aber eines Besseren belehrt. Nach sieben Jahren erfolgte die Scheidung. In einem fremden Ort, mit drei kleinen Kindern, ein neues Leben anfangen...

Dann 15 Jahre allein erziehend, bis ich meinen zweiten Mann Heinrich kennengelernt habe. Er war Witwer, 15 Jahre älter als ich und hatte fünf erwachsene Kinder. 2017 ist er nach fünf Jahren Pflege verstorben.

2018 bekam ich Brustkrebs und danach eine tiefe Depression. 2019 schickte mir Gott noch die Macula-Degeneration, eine böse Augenerkrankung. Fast verzweifelt bekam ich aber doch noch einen Schub zum Guten durch die Selbsthilfegruppe A.S.M. in Nagold. Seitdem geht es bergauf, und seitdem ich fast blind bin, sind mir die Augen geöffnet worden. Ich habe meinen Zustand angenommen und akzeptiert und jede Hilfe organisiert. Mein Sohn Peter ist mein Betreuer. An meinen drei Enkelsöhnen habe ich viel Freude. Hoffentlich bleibt mir mein Humor und mein Gedächtnis noch eine Zeitlang erhalten. Ich genieße diese Freiheit, wie noch nie in meinem Leben: »Mein

Klassenfahrt Berlin-West

von Silvana Goldbach



ganzer Müll ist jetzt zum Dünger geworden.« Ich kann nur hoffen, dass auch nach Corona die Freiheit wieder kommt. Jetzt ist auch noch der schreckliche Krieg!

Mein Ehekrieg 1973 ging so aus, dass ich das Taxi bestellte und mit meinen Kindern, nur mit dem, was wir am Leib hatten, geflüchtet sind. Dann war da noch der Erbkrieg, dass ich im Alter noch eine Anwältin brauchte. Alles gut. Bin jetzt gespannt, was Gott noch mit mir vorhat. Trotz alledem genieße ich jetzt die »große Freiheit«.

»Lass die Sonne in dein Herz...«, so beginnt ein schönes Lied. In den letzten 40 Jahren hat das Singen mich getragen, zehn Jahre im Liederkranz Mötzingen und 20 Jahre im Kirchenchor Jettingen.

Jetzt beginnt der Rest meines Lebens. »Bis hierher hat mich Gott gebracht, bis hierher mich getragen...«, so geht ein Lied aus dem Gesangbuch. Mein Schicksal hat mich oft gebeutelt, ich bin aber immer wieder aufgestanden. Habe die letzten 60 Jahre immer nur andere geliebt, aber seit ich kranke Augen habe, kann ich mich auch selbst lieben. Sonderbar, kaum zu verstehen !?! Die Liebe kennt kein Älterwerden, sie kann auch mit 78 Jahren neu angenommen werden.

Das Gegenteil von Freiheit ist Gefangenschaft. Habe mich immer gefügt. Nun habe ich die »große Freiheit« und bin glücklich. Sowas. Unbegreiflich. Aber für mich zählen jetzt Taten und das Heute. Die Lügen waren die Wurzeln allen Übels. Aber ich war alleine für alles verantwortlich. Denn erst nach vier Jahren Ehe mit meinem ersten Mann habe ich erfahren, dass er mich ab dem ersten Tag des Kennenlernens belogen hat.

Habe mir jetzt alles von der Seele geschrieben.

Renate Rinderknecht, Leonberg, Jahrgang 1943

Da Frau Rinderknecht stark sehbehindert ist, wurde der Beitrag von Frau Lüth aufgezeichnet.

Es war Anfang der 70er-Jahre. Wir trugen Cordhosen, Jeans oder Mini-Röcke. Wussten nicht sehr viel über Berlin, außer, dass es eine verlockende Großstadt sei, wo uns die weite Welt erwartete. Im Geschichtsunterricht war die Rede von einer geteilten Stadt mit einer Mauer! Wie das aussehen würde, konnte ich mir nicht vorstellen. Zwar lebte ein Teil meiner Verwandtschaft, die ich nie kennen gelernt hatte, in der DDR, aber die Zusammenhänge begriff ich erst viel später. Mama packte alljährlich vor Weihnachten die berühmten Päckchen mit Kaffee – zurück kam der ebenfalls berühmte Stollen. Das wars.

Doch nun sollte es mit dem modernsten Reisebus, den der Martin H. bei seinem Vater für unsere Schulklasse organisiert hatte, nach Berlin gehen. Im Bus saß ich gewohnheitsmäßig neben Eva, die auch in der Klasse meine Nebensitzerin war. Eine angenehm Ruhige, mit der man trotzdem viel lachen konnte. Wir lästerten gerne über unser verklemmtes *Krausellieschen* und die *BB* mit ihrer übermäßigen Oberweite, für die sich nichts konnte. Sie saß hinten auf der Rückbank und ging unseren Klassenkameraden auf die Nerven, denn sie rutschte von einem Schoß zum anderen, machte anzügliche Bemerkungen, und wir Mädels amüsierten uns darüber. Krauselchen saß nägelkauend in der vorletzten Reihe und schämte sich fremd. So war unsere kleine Welt.

Was wir bedauerten war, dass unser Klassenlehrer nicht mit uns reiste, weil er einst politischer Häftling in der DDR gewesen war. Zu gefährlich. Stattdessen kam unser Geschichtslehrer *Ohmi* mit, dessen sprunghafte Sätze im Unterricht Fragezeichen hinterließen, aber als Reisebegleiter war er lustig.

Auf der Fahrt im Hassler-Bus mit allem Komfort ging es hoch her. Wir sangen, johlten und krakelten



commons.wikimedia.org
Willy Pragner | CC-BY-3.0



Berliner Mauer am Potsdamer Platz, im Mai 1970.

laut herum, und in den Pipipausen verschwanden wir mit Zigaretten hinter den Büschen. Eine unbeschwertere, pubertierende Kicherbande.

Gegen Abend erreichten wir die Grenze. Unser Lehrer ermahnte uns und erinnerte an alles, was bereits in der Schule ausführlich besprochen worden war. »Benehmt euch und bleibt ruhig!« Vermutlich würde kein Grenzer in den Bus kommen – aber für alle Fälle, Ausweise bereit halten, anständig verhalten!

Schwätz du nur – dachten wir. Aber als unser Bus anhielt an jener Grenze, und wir die VoPo's wahrnahmen und zwei von denen in unseren Bus stiegen, um unsere Ausweise zu kontrollieren – da wurde uns ganz flau im Magen. Mein Kopf wurde heiß, die Hände kalt und schweißig, das Herz klopfte wild. Was war nochmal alles verboten mitzunehmen? Mein Hirn schwirrte. So fühlen sich möglicherweise Verbrecher, Menschen die etwas zu verbergen haben, die etwas Böses getan haben. Hatten wir etwas Böses getan, weil wir nach Berlin wollten? Es war, als würde die Zeit still stehen, niemand atmete in diesem Bus. Die beiden Grenzpolizisten schritten langsam und finster an uns vorbei.

Als es nach einer gefühlten Ewigkeit weiter ging, atmeten wir schweißgebadet auf. Blieben aber ernst. Es war, als hätten wir eine bittere Prüfung überstanden. Unsere Unbeschwertheit hatte Pause, aber die Fröhlichkeit ließ zum Glück nicht ewig auf sich warten.

In der Jugendherberge Schöneberg angekommen schäkerte unser Busenwunder *BB* auch schon mit dem Portier, einem Italiener, und verabredete sich mit ihm. Wir anderen freuten uns auf den nächsten Tag, an dem wir mit *Ohmi* am Abend die Berliner Disco-Szene abklappern wollten, und, wer hätt's gedacht, sogar im »Riverboat« das Tanzbein schwingen. Zuvor sollten wir aber bei einem Ausflug nach Ost-

Berlin manches erleben, das unser Interesse an Politik wachrüttelte. »Wieviel Ost-Mark hast du noch?«, fragte jeder jeden. »Mist, so viel! Was könnten wir damit kaufen?« Am besten Essengehen. Aber da gab es nichts – das Cafe war leer. Ich sah auch nichts Essbares in der Auslage. Die Bedienung auffallend unfreundlich. Niemand war uns wohl gesonnen hier. Draussen, auf der Straße, überall diese bewaffneten Dunkel-Uniformierten. Wie im Krieg! Der Anblick schnürte uns die Kehlen zu, ließ uns innerlich erstarren. Nur der Uwe und der Sigi trauten sich noch, freche Grimassen zu schneiden. Irgendwo, um die Ecke war eine Gruppe Jugendlicher, die neidvoll zu uns rüber schielten. Martin und Erwin erzählten, die hätten ihnen die Levis-Jeans abkaufen wollen. Aber mit dem Ost-Geld konnten sie nichts anfangen. Verschenken wäre edel gewesen, aber womit dann nach Hause reisen? Am liebsten hätten wir denen von zu Hause ein Päckchen geschickt. Für mich wäre es gar nicht möglich gewesen, meine Cordhosen einfach zu verschenken. Das hätte ein Riesenloch in Mamas Haushaltskasse gerissen.

Auf der Heimfahrt redeten wir im Bus über das Erlebte. Ganz so aufgekratzt und sorglos wie auf der Hinfahrt waren wir nicht mehr. Dankbar kehrten wir einer schrecklichen Mauer mit Stacheldraht-Grenze den Rücken zu.

Silvana Goldbach, Schönaich

Freiheit – eine Illusion?

von Maria Rabe



Ich sitze in meinem Lieblingscafé bei einer Tasse Cappuccino und lese die Tageszeitung.

Da fällt mir ein Interview ins Auge, das ein Reporter mit Marius Müller-Westernhagen geführt hat. Beeindruckt lese ich folgendes Zitat: »Freiheit ist eine Illusion. Man ist wohl nur frei, wenn man nichts mehr will, wenn man keine Wünsche und Ansprüche mehr hat, sondern einfach nur zufrieden ist.« Das bedeutet wohl, frei bin ich nur dann, wenn ich wie Diogenes in seiner Tonne sitze, wobei selbst Diogenes nicht frei war. Schließlich wollte der von Alexander dem Großen auch etwas, nämlich dass er »seinen Schatten von ihm nehmen solle«. Also muss man wohl tot sein, um wirklich frei zu sein. Dieses Ziel wird in Kriegen und Freiheitskämpfen oft genug erreicht. Diese Freiheit möchte wohl aber kaum jemand haben.

Jeder definiert Freiheit für sich selbst, und jeder versteht etwas anderes darunter. Für die einen in unserer Überflussgesellschaft bedeutet es, ich kann mir kaufen, was ich will, reisen, wohin ich will, ich kann essen und trinken, was ich will. Die Grenzen setzt nur der Geldbeutel. In armen Gesellschaften bedeutet Freiheit oftmals, überhaupt ein Dach über dem Kopf zu haben, nicht zu verhungern oder zu erfrieren, nicht in Gefahr zu schweben auf offener Straße von marodierenden Banden erschossen zu werden. In Kriegsgebieten bedeutet Freiheit wohl schon, überhaupt mit dem Leben davonzukommen. In autoritären Staaten bedeutet Freiheit auch, seine Meinung frei äußern zu können, ohne hinter Gitter zu wandern.

Ich habe das große Glück, in Deutschland zu leben. Hier habe ich ein so großes Maß an Freiheit, wie es sie nicht in vielen Ländern gibt. Natürlich kann Freiheit nicht uneingeschränkt sein. Bei absoluter Freiheit würde es keine Regeln und Gesetze geben, kein Ge-

meinwesen, keine Infrastruktur, keine Renten- und Krankenversicherung. Es wäre der Kampf jeder gegen jeden. Die Gemeinsten und Stärksten und Schlausten hätten die Macht und würden alle anderen unterdrücken und ausbeuten.

Na, da zahle ich doch lieber meine Steuern und halte mich an die Gesetze und bin froh, dass ich nicht mein Haus zu einer Festung ausbauen muss und nur mit einer Waffe aus dem Haus gehen kann.

Klar liegt auch hier vieles im Argen, was Korruption, Mauscheleien und Vetterleswirtschaft angeht. Die Großkonzerne haben viel Geld und Macht und benutzen beides auch, um in der Politik ihre Interessen durchzusetzen. Die Medien, seien es Fernsehen, Zeitungen oder Internet, versuchen auch ständig, die Menschen zu manipulieren. Selbst eigentlich seriöse Zeitungen verfallen immer mehr dem Bildzeitungsstil, nur mit weniger Bildern und in mehr geschliffeneren Sätzen. Formal sind sie noch die Alten, aber inhaltlich immer mehr nur auf Meinungsmache aus. Ich denke, es spielt sich viel hinter den Kulissen der Politik und der Medien ab, was der »kleine Mann« gar nicht erfährt. Aber was man erfährt, ist schon nicht gerade erheitend.

So hat mich die doch sehr einseitige Corona-Berichterstattung in den Medien sehr gestört. Dass die Firma Biontech so einen Riesengewinn eingefahren hat, macht mich auch ein bisschen misstrauisch. Dass in Bayern manche Politiker Provisionen in Millionenhöhe mit der Vermittlung von Maskenverkäufen verdient haben, finde ich auch nicht prickelnd. Trotzdem möchte ich auf jeden Fall nirgendwo anders leben. Immerhin habe ich hier die wohl größtmögliche persönliche Freiheit, ein großes Maß an Sicherheit und mein Auskommen. Klar könnte ich mir keine Kreuzfahrten auf so einem Riesenschiff leisten,



<https://pngimg.com> | image 49644

na gut, einmal ginge es finanziell wahrscheinlich schon. Aber das möchte ich schon gar nicht. Ich fand es eher abstoßend, als mir ein Bekannter ganz stolz erzählt hat, er sei als Stammkunde *upgegradet* worden und hätte seinen eigenen Butler zur freien Verfügung gehabt. Sowas braucht doch kein Mensch!

Meine kleinen persönlichen Freiheiten sind bescheiden: einen schönen Cappuccino im Café schlürfen, mit Freunden quatschen, mit den Kindern und Enkeln Spaß haben, schwimmen gehen, tanzen, lachen, Vögel zwitschern hören, in Konzerte und ins Kino gehen und noch viele andere Dinge.

Als Rentnerin habe ich es besonders gut. Die Kinder sind aus dem Haus, das Berufsleben liegt hinter mir, d.h., ganz viele Verpflichtungen sind weggefallen. Jetzt bin ich nur noch für mich selbst verantwortlich. Diese Freiheit ist wunderbar. Allerdings ist es auch nicht ganz einfach. Vorher war das Leben viel mehr getaktet, und man hatte immer zu wenig Zeit für die Dinge, die man »eigentlich gerne machen wollte«. Jetzt wäre die Freiheit da für all die Dinge, für die man früher keine Zeit hatte. Allerdings muss ich feststellen, dass mir manche Dinge gar nicht mehr so erstrebenswert erscheinen. Früher wollte ich ständig reisen, heute interessiert mich das gar nicht mehr so sehr. Auf eigene Faust in ferne Länder reisen, traue ich mir nicht mehr zu, und Hotelghettos haben mich noch nie interessiert. Manchmal fühle ich mich von meiner Freiheit regelrecht überfordert. Ich könnte so viele Dinge tun, aber die Zeit ist so begrenzt. Entscheide ich mich für eine Sache, kann ich eine andere Sache nicht machen. Deshalb bin ich oft regelrecht hin- und hergerissen und weiß überhaupt nicht mehr, was mir am wichtigsten ist. Das ist natürlich ein Luxusproblem. Letztlich muss ich mich nur fragen, was mir im Moment und was mir auf Dauer wichtig ist. Wenn

dabei die gleiche Aktivität rauskommt, ist es super. Wenn nicht, muss ich mich eben für eine Sache entscheiden und die andere abhaken. Also: »so what!«

Solange ich nicht zum Pflegefall werde, ist alles gut. Sollte allerdings dieser Fall eintreten, dann wäre es mit der Freiheit schlagartig vorbei. Im Pflegeheim verfügen andere über mich und mein Geld. Ich habe nichts mehr zu melden und muss froh sein, wenn ich einigermaßen gut betreut werde. Ich finde es furchtbar, dass Pflegeheime als wirtschaftliche Betriebe geführt werden, die Gewinn abwerfen sollen. Der Gewinn kann doch nur dadurch entstehen, dass die Pflegesätze immer höher werden und die Betreuungskosten möglichst niedrig gehalten werden. Also wird an Personal, am Material, am Essen gespart, und die Alten müssen es ausbaden. Dasselbe gilt ja auch für Krankenhäuser, für die Wasserversorgung, usw. Das Pflegeheim ist für mich eine Horrorvorstellung. Ich bedauere alle, die im Pflegeheim leben, oder oft genug vegetieren, müssen und hoffe, dass mir dieses Schicksal erspart bleibt.

Plötzlich höre ich jemanden fragen: »Sind Sie mit der Zeitung fertig?« Verwirrt schreke ich aus meinen Gedanken hoch und reiche dem Gast am anderen Tisch die Zeitung. Beim Blick aufs Handy stelle ich fest, dass ich eine geschlagene Stunde vor mich hin sinniert habe. Schnell trinke ich meinen inzwischen eiskalten Cappuccino leer, bezahle die Rechnung und mache mich auf den Heimweg. Unterwegs mache ich noch einen Abstecher zu den Störchen, lausche dem Vogelgezwitscher im Park und freue mich, dass ich auch die Freiheit habe, meine Zeit einfach genussvoll zu verträdeln!

**Maria Rabe, Weil der Stadt
Jahrgang 1952**

Miri entdeckt ihr echtes Leben

von Clara Smuda

Hallo, ich bin Miri, die Katze von den Hausers. Ich habe kein sehr schönes Leben. Ich bin eine Hauskatze und darf nur in einem kleinen Zimmer sein. Die Hausers sind eine blöde Familie, sie schlagen mich, wenn ich etwas Falsches gemacht habe. Ich darf nur in meinem kleinen Körbchen schlafen und bin so einsam. Das ist nicht mein echtes Leben! Das ist das schlechteste Leben auf der Welt! Ich will zu meiner Mutter Lisa und will mit ihr die Welt erkunden. Ich werde versuchen, hier rauszukommen!

Miri geht zum Fenster und guckt raus. Sie sieht, wie die vielen Autos über die Straße fahren und wie der Bagger den Sand schaufelt. Als sie nach oben schaut, sieht sie einen Gleitschirmflieger. Sie folgt ihm mit den Augen und sieht auf einmal ein Brett, das auf der Fensterbank liegt.

Das könnte mir helfen, denkt sie. Aber nur wie? Miri überlegt. Wenn ich den Korb ans Fenster schiebe, dann kann ich an das obere Belüftungsfenster springen und das Mückennetz zerreißen.

Sie versucht es. Mit dem Kopf schiebt Miri den Korb Stück für Stück ans Fenster. Dann springt sie hoch.

Es klappt! Der erste Schritt ist geschafft. Jetzt muss sie nur noch das Brett an den Baum schieben.

Mit viel Kraft schafft sie das auch.

Sie springt vom Baum nach unten und miaut laut: »Freiheit! Das ist mein echtes Leben.«

Jetzt musste sie nur noch Lisa finden.

Als sie zur Tränke läuft, sieht sie ihre Mutter. Schnell rennt sie hin. Beide freuen sich sehr. Gemeinsam können sie jetzt die Welt erkunden.

Clara Smuda, Rheinfelden
Jahrgang 2012 (10 Jahre)



commons.wikimedia.org | Nicolai Schäfer | CC-BY-SA-2.0-DE

Miri findet die Freiheit.

Was bedeutet Freiheit für mich?

Meinungen aus dem Samariterstift Leonberg



www.samariterstiftung.de



Für mich ist Freiheit, bis an die Grenzen der Möglichkeiten zu gehen. Ich bin Bergsteiger-Pensionär.

Freiheit bedeutet auch, Belastungen auf die Schultern zu nehmen, innerhalb des Erlaubten und Legitimierten. Auch Leidenschaft gehört dazu. Aufsteigen, innehalten, kurz reflektieren.

Ich bin froh, dass ich genießen und mich vorbeugen kann. Aber wenn man sich vorher schindet, ist das die beste Medizin. Nicht aufzugeben, macht einen innerlich stark. Die Endphase vereint alle (Bergsteiger aller gesellschaftlichen Schichten und die Begleiter), wenn man oben auf einem 7000er steht. Nach all den Strapazen, fühlt man sich unendlich frei.

Friedrich Schmidt-Wegener
Jahrgang 1938



Dass ich machen kann, was ich will, aber nichts Illegales!
Natürlich auch keine Gemeinheiten oder Verbrechen, das würde ich verabscheuen.

Karl-Heinz Leutelt
Jahrgang 1928



Dass man an nichts gebunden ist.
Dass man hingehen kann, wo man möchte, und das ist gar nicht so einfach.

Sigrid Bertl
Jahrgang 1941



Wenn nix do isch!

Lotte Wöhr †
Jahrgang 1932

Wege in die Freiheit

von Sylvia Smuda



Ein kleines 9-jähriges Mädchen an der Hand ihrer Mutter steigt in Berlin-West aus der S-Bahn aus. Nachdem sie den Bahnsteig betreten haben und die S-Bahn weitergefahren ist atmet die Mutter tief durch.

»So«, sagt sie erleichtert. »Jetzt gehen wir nie mehr zurück.«

Das Mädchen schaut die Mutter erschrocken an. Wie meint die Mutter das? Nie mehr in den kleinen Ort zurück, in dem das Mädchen groß geworden ist? In die vertraute Umgebung? In ihre bis dahin bekannte überschaubare Welt?

»Und meine Spielsachen?«, ist das erste, das ihr zu fragen einfällt.

»Du bekommst irgendwann neue«, erwidert die Mutter.

Das Mädchen überlegt. Dann ist es vielleicht gar nicht so schlimm.

»Und unser Hund?« Aki, der Chow Chow, mit dem sie groß geworden ist, ihr bester Kumpel, was geschieht mit dem?

»Der kommt vielleicht nach.«

Gerne würde das Mädchen noch weitere Fragen stellen: Und das Grab meines erst kürzlich verstorbenen Vatis? Und alle meine Freunde?

Doch die Mutter zieht sie schon weiter. Sie hält an der einen Hand das Kind, in der anderen die Handtasche, das einzige, das sie sich getraut hat, mitzunehmen. Kreuz und quer geht es durch die Großstadt Berlin, bis sie das Flüchtlings-Auffanglager gefunden hat, bis beide in die Räder der Bürokratie geraten, bis für das Mädchen das ganze Leid eines Flüchtlingskindes beginnt.

So geschehen im Jahr 1959.

Dreißig Jahre später sitzt das Mädchen, jetzt eine junge Frau, vor dem Fernseher im Wohnzimmer und heult wie ein Schlosshund.

Da steigen doch tatsächlich Menschen auf die Mauer, hacken auf dieses Bollwerk ein, von dem jeder denken musste, es würde ein Leben lang bestehen bleiben. Die Kamera zoomt auf die Grenzer: Sie schießen nicht! Nein, tatsächlich: Sie schauen nur zu. Kurz darauf öffnen sie sogar das Tor, durch das nun Tausende von Menschen stürmen und »Freiheit«, »Freiheit« rufen.

Im Westen werden sie von begeisterten Menschen empfangen. Wildfremde fallen sich in die Arme, überreichen sich Blumen, lassen Sektkorken knallen.

Am liebsten würde die junge Frau sich ins Auto setzen und nach Berlin fahren, in die Stadt, wo ihr Leben diesen enormen Knick bekam, wo sie und ihre Mutter es quasi in letzter Minute geschafft hatten, dem rigiden Regime der DDR zu entkommen. Weg, von dem Staat, der ihrer Schwester das Studium nicht erlaubte, weil der Vater nicht in der SED war, weg von dem Staat, der seinen Bürgern nicht erlaubte, zu den Verwandten nach Frankfurt/Main zu fahren.

»Freiheit« erschallen Tausende von Stimmen aus dem Lautsprecher des Fernsehens, und die junge Frau stimmt mit ein, ganz leise, von Weinkrämpfen geschüttelt, in Gedanken die Cousins und Cousinen umarmend, die nun endlich auch einmal zu ihr nach Stuttgart kommen dürfen, denen die große weite Welt nun offen steht, wie es für alle Bürger dieser Welt eigentlich möglich sein sollte.

Sylvia Smuda, Weil am Rhein

Große Freiheit beginnt im Kleinen

von Sonja Dohrmann



Feierabend. Schnell noch Fleisch und Getränke kaufen. Eigentlich hatte ich keine Lust zum Grillen, aber die Nachbarn wollten allmählich mit der Urlaubsplanung beginnen: Fehmarn, Campingplatz – zum fünfzehnten Mal! Im Autoradio erklang Udo Jürgens. Ich grölte lauthals mit: »Willst du gern einmal nach Paris, einfach so nur zum Spaß? Isst du gern mit den Fingern, schläfst du gern mal im Gras? Dieses Leben nach Plan ist mies, willst du endlich mal raus? Dann schreib mir unter Kennwort: ›Steig mit mir aus!«

Nein, ich wollte nicht nach Paris, aber mal nach Österreich, Georgien, Schweden, Norwegen, Island oder Irland – einfach so nur zum Spaß.

Zu Hause bekam mein Liebster nur einen flüchtigen Kuss. Rasant ging es weiter: Salate anrichten, duschen, ankleiden. Als die Mertens klingelten, roch es im Haus schon sehr appetitlich. Die Steaks brutzelten über der Glut. Schon bald prosteten die Männer sich zu und fachsimpelten über Holzkohle. Marita Mertens plapperte über dies und das. All das interessierte mich nicht.

»Hey, was ist los?«, fragte sie.

»Hm? War grad in Gedanken.«

»Hab' ich gemerkt! Komm, lass uns über den Urlaub reden.«

Fred brachte das Fleisch, wir begannen zu essen.

»Wann wollen wir los?«, hakte Marita nach.

»Erstes Augustwochenende«, legte Fred fest.

»Wer möchte noch ein Bier?«

Als wir weit nach Mitternacht endlich ins Bett gehen wollten, fragte mich Fred, warum ich so still gewesen sei. Sollte ich nun das Thema, mein Thema, vorbringen? Ja!

»Ich will im Urlaub woanders hin ... und nur mit dir allein. Marita und Henning sehen wir ständig, ich

muss mit denen nicht auch noch jeden Urlaub zusammen verbringen.« Entsetzen zeigte sich im Gesicht meines Mannes.

»Du hattest doch damals die Idee. Du wolltest mit unseren Kleinen campen. Fehmarn gefiel dir, auch als die Kinder nicht mehr mitkommen wollten und die Mertens dazu kamen.«

Es stimmte. Aber alles hatte seine Zeit und jetzt wollte ich etwas anderes.

»Damals ja, aber nicht für ewig«, maulte ich und stand fröstelnd am Fußende des Bettes.

»Was willst du denn?«

»Wir könnten ein schwedisches Ferienhaus mieten«, war mein Vorschlag.

»Und was sagen wir Marita und Henning?«, wollte Fred wissen.

»Egal, ich will einfach nur Urlaub machen, wie es mir gefällt.«

Fred konterte: »Marita und Henning sind nicht nur unsere Nachbarn, sie sind doch auch unsere Freunde, und wir sind alle füreinander da. Da kann man sich doch nicht einfach entziehen.«

»Natürlich nicht und ich helfe, wenn jemand Hilfe benötigt. Das empfinde ich als meine Pflicht. Aber es ist nicht meine Pflicht, meinen Urlaub mit ihnen zu verbringen. Wer weiß, vielleicht würden die auch gern mal wieder allein irgendwo hinfahren, trauen sich aber nicht, es zu sagen.«

Fred zog seine Beine samt Decke hoch und schlang die Arme darum.

»Was ist bloß los mit dir?«

»Weißt du, wir sehen jeden Tag Berichte aus aller Welt über Menschen, die nicht selbstbestimmt leben können und sich deshalb auf der Flucht befinden. Das ist scheußlich. Durch Einschränkungen der Glaubens-, Meinungs- oder politischen Freiheit können diese Menschen nicht leben, wie sie möchten. Politiker,

religiöse Führer oder Familienangehörige bestimmen ihre Lebensweise. Wer aufbegehrt, wird verfolgt, bestraft, getötet...«

»Jetzt hör aber auf, das kann man doch nicht vergleichen«, polterte Fred los, »Diese Menschen sind in Lebensgefahr, da ist es verständlich, dass sie fliehen. Die müssen ihre Haut retten.«

Fred schüttelte den Kopf und sah für einen Moment aus, als könne er sich nicht entscheiden, ob er wütend werden oder lachen sollte.

»Süße, du musst gewiss nicht wegen Unterdrückung und Verfolgung fliehen. Das ist jetzt eine maßlose Übertreibung! Komm lieber ins Bett.« Fred klopfte auf meine Bettseite. »Vielleicht sollte ich dich hier mal verfolgen?«

Ein vieldeutiges Lächeln umspielte seine Lippen. Ich stieg ins Bett, zog die Decke bis zum Kinn.

»Vor kurzem habe ich etwas über Jean-Jacques Rousseau gelesen. Ein Franzose – wurde vor ungefähr 300 Jahren geboren. Der hat sich auch Gedanken über Freiheit gemacht und soll gesagt haben: ›Die

Freiheit des Menschen liegt nicht darin, dass er tun kann, was er will, sondern, dass er nicht tun muss, was er nicht will.«

»Hört, hört, Madam bemüht 'nen Philosophen zur Verhinderung eines Urlaubs!«

»Fred, du willst mich nicht verstehen. Der Kampf um Freiheit muss schon im Kleinen beginnen. Was nicht heißen soll, dass jeder machen darf, was ihm gefällt, und man sich jeglicher Verantwortung entledigen darf. Doch man sollte sich gegen all jene Zwänge wehren, die einem die Luft zum Atmen nehmen. Sicher, Gesetze einhalten, das ist fürs Zusammenleben notwendig. Aber ständige Fremdbestimmung? Nein, Danke! Auch wenn der Kampf um Selbstbestimmung anderswo problematischer ist als bei uns, so muss man dennoch auch hier wachsam sein.«

In die Enge getrieben wurde mein Mann zumeist polemisch.

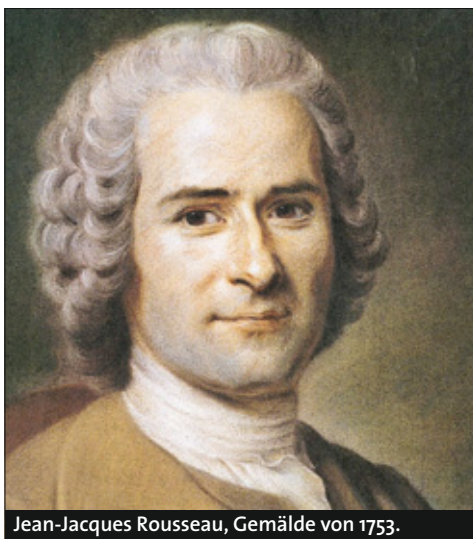
»Wachsam sein? Mir war nicht klar, dass du um Freiheit kämpfen musstest. Ich dachte, du lebst nach deinen Vorstellungen. Wahrscheinlich bin ich in deinen Augen sogar ein Diktator, weil ich auf Fehmarn Urlaub machen will, und du musst dich nun endlich von meiner Unterjochung befreien.«

Darauf wollte ich nun wirklich nicht eingehen.

»Wenn du mit Mertens Urlaub machen willst, mach es. Aber ohne mich!«

»Heißt das, du willst dich von mir trennen?«, kam es erschrocken über seine Lippen.

»Ich weiß nur, was ich nicht will. Was ich will, das werde ich entdecken, vielleicht ohne dich, aber am liebsten mit dir.« Ich streckte die Hand nach Fred aus, lächelte ihn an.



commons.wikimedia.org | Maurice Quentin de La Tour (Malerei) | PD-Alt (PD-old-100)

Jean-Jacques Rousseau, Gemälde von 1753.

Sonja Dohrmann, Hamburg
Jahrgang 1961

Was Freiheit für mich bedeutet

von Carmen Mans



Das erste Mal, dass ich in meinem Leben mit dem Thema Freiheit konfrontiert wurde, war bei meiner Geburt, doch das habe ich viel später erst realisiert. Denn ich wurde im Säuglingsalter adoptiert, aber meine leibliche Mutter hatte auch die Freiheit, selbst zu entscheiden, mich auszutragen oder mich abzutreiben. Sie hat sich dafür entschieden, mir das Leben zu schenken, und nur deshalb war es mir überhaupt möglich zu leben.

Mich hat ein Friseurhepaar adoptiert, genau wie meinen Bruder, der bei Adoption allerdings schon sechs Jahre alt war und im Gegensatz zu mir das Leben im Heim kennenlernen musste.

Wir sind in der Kindheit sehr frei aufgewachsen, ohne die ständige Kontrolle unserer Eltern über ein Handy. Wir riefen maximal mittags nach der Schule eine Freundin oder Freund an, ob wir kommen durften, und verbrachten den Tag gemeinsam, bis es zur festgelegten Zeit wieder nachhause ging.

Für mich war es selbstverständlich, mit 18 den Führerschein zu machen und hin zu fahren, wann und wo ich wollte. Dank meinem Lehrlingslohn schon mit eigenem Auto.

Die erste Einschränkung die ich wirklich gespürt habe, war die Entscheidung zu meiner Ausbildung. Ich wollte niemals Friseurin werden, doch dank dem Friseurgeschäft meiner Eltern kam nichts anderes in Frage, obwohl ich viel lieber Logopädin werden wollte. Alles Betteln half nichts, denn ... solange du die Füße unter meinen Tisch stellst ... bekam immer öfter Bedeutung für meine vermeintlich freien Entscheidungen.

Ich dachte damals, dass dies kein freies Leben ist. Ich verstand nicht, warum mir Entscheidungen einfach entzogen wurden. Ich fügte mich. Doch ich ging meinen Weg. Beendete erst die Realschule, dann die

Friseurausbildung, später noch aus gesundheitlichen Gründen eine Umschulung zur Kauffrau für audiovisuelle Medien und arbeitete auf der Insel Rügen im Eventmanagement. Innerlich freute ich mich einfach nur, dass mir die schwere körperliche Erkrankung dazu verholfen hat, doch nicht den Beruf als Friseurin weiter ausüben zu müssen.

Ich heiratete ganz klassisch, natürlich den Mann, den ich mir ausgesucht hatte, und bekam einen Sohn, genau so, wie ich es wollte.

Dann führte uns ein Urlaub nach Dubai, und das erste Mal in meinem Leben verstand ich, dass die Einschränkungen von denen ich dachte, dass sie gravierend sind, nichts sind im Gegensatz zu dem, was Frauen in den Arabischen Emiraten erleben.

Schon im Hotel wurde nur mein Mann begrüßt, ich war für die Männer in dieser Welt selbst als Touristin nicht vorhanden. Mir begegneten Frauen, die drei Meter hinter ihrem Mann herlaufen mussten. Der Taxifahrer erzählte uns, dass Frauen erst seit einigen Jahren selbst Auto fahren durften, und auch beim Schwimmen konnten Frauen nicht mal eben in einem ganz normalen Badeanzug schwimmen gehen.

Ich erlebte, dass Frauen hier gar nichts selbstbestimmt durften, das Wort Freiheit war hier nur den Männern überlassen, auch wenn sich schon ein wenig, dank dem Einfluss der westlichen Welt, gebessert hatte. Ich verstand in diesem Moment, wie frei ich leben durfte. Wie selbstbestimmt ich leben durfte. Wie dankbar ich war, meine eigenen Entscheidungen treffen zu dürfen.

Aber wem hatte ich das zu verdanken? Meiner leiblichen Mutter und meinen Adoptiveltern. In diesem Moment beschloss ich, etwas von meiner Freiheit zurückzugeben.

Beide Fotos: Carmen Mans



Ihr ganzer Stolz: Mutter mit den Enkelkindern.



Diesen Spaß hat sie verdient: Mutter im Movie Park.

Ich sagte meinen Adoptiveltern, egal wer mal von euch übrig bleibt, den pflege ich. Ihr habt euch damals freiwillig dazu entschlossen, mir meine Windeln sauber zu machen, und genau das werde ich im Alter zurückgeben.

Da meine Eltern schon über 40 Jahre alt waren, als ich mit zwölf Wochen zu ihnen kam, war es klar, dass ich dabei noch einigermaßen jung sein würde – und so kam es auch. Vor zwölf Jahren pflegte ich meine Mutter in unserem Zuhause für vier Jahre. Wir gaben ihre genau so wie unsere Wohnung auf, bezogen eine behindertengerechte große Wohnung und zogen zusammen.

In dieser Zeit haben wir ihr so viele ihrer Wünsche wie möglich verwirklicht. Heißluftballon fahren oder einen Hubschrauber-Rundflug über der Insel Rügen. Freizeitparks, da sie alles was hoch und schnell war, liebte trotz Rollstuhl mit 81 Jahren, und Ausflüge mit den Enkelkindern.

Da auch sie noch in einer Zeit gelebt hat, wo ihr der Mann die Entscheidungen getroffen hat und sie ihre Bedürfnisse nie in den Vordergrund stellte, fand

ich, nun ist sie einfach mal dran – und sie hatte eine riesige Menge Spaß daran.

Nun habe ich euch eigentlich nur einen Querschnitt durch mein ziemlich normales und nicht gerade spektakuläres Leben gegeben. Für mich ist es aber alles!

Und während ich euch meine Meilensteine der Freiheit, die ich für mich selbst erlebt habe, aufschreibe, muss ich lächeln, denn es macht mich glücklich, zurückzublicken.

Ich bin nie reich geworden. Habe keine Yacht und kein Haus in Monaco, aber ich bin glücklich, dass meine leibliche Mutter sich aus freien Stücken entschlossen hat, mir das Leben zu schenken.

**Carmen Mans, Kirchhunden
Jahrgang 1969**

Textsplitter

»An die Freiheit«

von Elisabeth Schwarz, Weil der Stadt

»Freiheit ist die Abwesenheit von Zwang und Angst und Ermutigung zur Eigentätigkeit. Sie ist nicht selbstverständlich und muss immer wieder verteidigt und erkämpft werden. Die Freiheit, ohne Angst leben zu können, ist ein Grundpfeiler unserer Demokratie. Jeder Mensch hat das Recht auf Freiheit – Freiheit der Gedanken, der Religion, der Bewegung und der Entscheidung, wie er sein Leben führen will.«

Das alles ist möglich in unserer freiheitlichen Demokratie, aber das war nicht immer so.

Geboren wurde ich 1943 in Prag in einer wohlhabenden Familie, mein Vater war Arzt und Leiter der Ärztekammer. 1945 Absturz in ein Leben voller Elend, Not und Terror, bedingt durch den aufgestauten und angestachelten Hass der Tschechen als Folge des Zweiten Weltkrieges. Mein Vater wurde knapp drei Jahre unter KZ-Verhältnissen eingekerkert, danach als unschuldig entlassen. Währenddessen wurde meine Mutter mit meinem vierjährigen Bruder und mir, zwei Jahre alt, von unseren Verwandten, die ausgewiesen wurden, separiert und in tschechischen Lagern interniert.

Nach seiner Entlassung aus dem Prager Gefängnis Pankratz wurde mein Vater dienstverpflichtet, um die medizinische Versorgung der Bevölkerung in der ČSR mit aufrecht zu erhalten, bis wir 1949 aufgrund der Beneš-Dekrete aus der ČSR vertrieben wurden.

In eisiger Kälte in Viehwaggons verladen, ohne Hab und Gut, nur mit dem, was wir an hatten und einer Aktentasche, wurden wir in die DDR abtransportiert. Wieder Lager, diesmal russisch. Hier wurde mein Vater wiederum dienstverpflichtet als Chefarzt in einem Uranbergbau-Ambulatorium.

Unhaltbare Umstände und ständige Drohungen zwangen ihn mit uns zur Flucht nach Westberlin zu den Amerikanern. Wieder ein paar Wochen Lager in Berlin

bis die Amerikaner uns in die BRD ausflogen. 1955 starb mein Vater aufgrund der erlittenen Folter und Misshandlungen. Wir waren mittellos und ganz allein – die Stunde »Null«.

Dieses erste Lebensjahrzehnt in Unfreiheit und Zwang hat mein Leben geprägt. Unsere Schuld, dass wir all' dies erleiden mussten, war, dass wir Deutsche waren. Unsere Identität wurde beschädigt und wir all dessen beraubt, was ein Leben lebenswert macht.

Trotz aller Schwierigkeiten konnten mein Bruder und ich ein Gymnasium besuchen. Schon damals setzte ich mich mit dem, was Freiheit bedeutet, auseinander. Mir war es ganz wichtig, daß das, was uns zugestoßen war, sich nicht wiederholen dürfe und dazu wollte ich beitragen.

.....

Das Leben schreibt »Geschichte«, und Geschichte wiederholt sich – wie auch gerade jetzt im Jahr 2022 mit Putins Krieg gegen die Ukraine.

Neue Freiheit – obendrunter – untendrunter ohne...

von Santina Intemperante, Herrenberg

Neulich schickte mir meine Freundin Charlotte eine Kolumne von Karina Lübke mit dem Titel »Macht euch locker«. Darin ging es um die BH-lose Zeit während des Lockdowns und den Appell, den BH doch einfach öfter weg zu lassen.

Ja, ich gebe es zu, das war auch bei mir so: Eine der durch den Lockdown neu erworbene Freiheit, die wohl ohne diese Pandemie nie Einzug in mein Leben gehalten hätte. Wenn schon durch die ganzen Einschränkungen, die der Lockdown mit sich bringt, ein Teil meiner Freiheiten eingeschränkt wird, dann sollen zumindest meine Brüste die Freiheit genießen. Und so ganz nebenbei fällt mir hier das Lied von Westernhagen »Freiheit« ein.

Aber nun zurück zum Büstenhalter! Erst neulich erzählte mir eine Kundenberaterin, die spezialisiert ist



auf BHs, dass die meisten Frauen ihre echte BH-Größe nicht kennen. Ihr Expertinnen-Urteil: »Meist sitzen die BHs nicht richtig und sind häufig zu klein.«

Meine Damen, aufgehorcht!!! Versteckt sich hinter Ihrem vermeintlichen A- oder B-Körbchen eigentlich doch ein B- oder C-Körbchen, und Sie haben es jahrelang nicht gewusst? Dann ist es eindeutig an der Zeit, dass Sie sich von einer Fachfrau – ich nenne sie Kundenberaterin für Dessous oder liebevoll die »Busenflüsterin« – beraten lassen. Ich verrate Ihnen schon jetzt: Das Erlebnis kann überraschend sein.

Mal ehrlich: Der BH ist doch irgendwie eine tolle Erfindung. Die Brüste hochgeschnürt und unter einem Kleid, einer Bluse, einem Pulli prallt die volle Weiblichkeit. Mit dem BH fühlt frau sich doch »untendrunter« vollständig angezogen. Und ehrlich – was für ein angenehmes Gefühl ist es doch, wenn Sie nach stundenlangem BH-Tragen zuhause in Ihr Wohlfühl-Outfit schlüpfen und die »Büsten-Auffangschale« in die Ecke schmettern. Durchschnaufen, aufatmen, ja, ein Gefühl von Freiheit kommt auf. Und wieder schwirrt mir das Lied von Westernhagen durch den Kopf.

Und wenn wir schon dabei sind: Wie oft gehen Sie ohne BH außer Haus? Meine nicht repräsentative, aber dafür persönliche Erfahrungswerte: Ohne BH ins Büro – nie im Leben. Ohne BH in der Freizeit was trinken gehen – nur durch Zufall. Ohne BH in den Supermarkt während der Homeoffice Pause einkaufen gehen – immer öfter. Ohne BH im Homeoffice – fast immer oder zumindest so oft wie möglich.

Vielleicht ist der BH für uns Frauen so was wie für Männer die Krawatte? Wobei ich immer weniger Männer mit Krawatten sehe. Stylish ist ja jetzt eher der lässig gut gekleidete Mann oben ohne – also ohne Krawatte versteht sich. Gilt das nun analog – bezogen auf den BH – auch für uns Frauen?

Wie dem auch sei, gänzlich auf den BH verzichten ist nichts für mich, aber ohne Lockdown und ohne Homeoffice-Pflicht hätte ich diese neu erworbene Freiheit der BH-losen Zeit wohl nie so exzessiv ausgelebt und mich wohl auch nie nach dem Motto der Kolumnistin Karina Lübke »locker gemacht«.



Was Freiheit für mich bedeutet

von Klaus Renz, Bondorf

»Freiheit« ist im eigentlichen Sinne eine problembehaftete Begrifflichkeit. Freiheit hat bei einem jeden Menschen einen eigenen Stellenwert.

.....

Freiheit, die ich meine! Gut, ich kann von mir sagen, ich bin frei. Frei von den Eigenschaften einer Beziehung. Diese Beziehung ist jedoch nicht gemünzt auf die Beziehung zu mir selbst, denn diese ist wiederum auf die Eigenschaften der Beziehung innerhalb der Gesellschaft gerichtet. Wenn diese Gesellschaft jedoch auf die Freiheit aller – an der Gesellschaft Teilnehmenden – ausgelegt ist, so kann ich davon ausgehen, dass meine Freiheit auch zugleich die Freiheit aller ist.

Diese Freiheit Aller, an der ich teilnehme, ist jedoch gebunden an Verhaltensregeln, die diese Freiheit von uns allen verlangt. Wir sind in diesem Maße somit gezwungen, uns für diese Freiheit mit einzubringen in die Gemeinschaft und für die Freiheit notwendigerweise auch zu kämpfen.

Dabei gilt es jedoch festzuhalten am Sinn des Begriffs »Freiheit«: Ich kann nur frei sein, wenn die mich umgebende Gesellschaft ebenfalls »frei« ist. Nicht nur meine persönliche Freiheit, es ist letztlich die Freiheit aller, die mich frei macht. Auf die Pandemie bezogen: Ich kann nicht mein persönliches Recht auf Freiheit einfordern, wenn dadurch die Freiheit aller gefährdet wird!

.....

Mir bedeutet Freiheit eben dieses: Wenn ich möglichst viele Menschen um mich habe, bei denen die Herkunft, Hautfarbe, Religion keinen Stellenwert mehr hat und die den Menschen als Mensch sehen, denken und behandeln, so ist schon sehr viel in Richtung Anerkennung geleistet und die ganzen Diversivitäts-Diskussionen haben kein »Futter« mehr für ihre »Rassismus-Deklarationen«. Dann funktioniert auch die Ethik und somit ein Leben mit dem verstandenen Begriff »Freiheit«!

Und das kann wiederum eine wünschenswerte Voraussetzung oder gar Maxime sein.

❧

Freiheit, was bedeutet sie für mich?

von Brigitte Schmidt, Ehningen

Mein erster Gedanke für das diesjährige Motto des Schreibwettbewerb war: Wow, was für ein komplexes, vielfältiges Thema. Niemand konnte damals ahnen, dass im Februar 2022 die Bedeutung von Freiheit so schnell das Weltgeschehen beherrschen würde.

Für meine Generation ist ein Krieg und damit der Verlust der Freiheit zum ersten Mal, vor allem, da nicht weit entfernt, sondern sozusagen vor der Haustüre, deutlich spürbar und schürt Angst und Beklommenheit. Es wurde beinahe unmöglich, die vorherrschende Situation beiseite zu schieben und das Thema Freiheit aus einer gewissen unparteiischen Distanz zu erfühlen und zu entdecken.

Den größten Verlust der Freiheit stellt für mich dar, wenn Menschen machthungrig andere unterdrücken oder gar töten, da sie in ihrer Vorstellung unwürdig sind so zu leben, wie sie wollen... oder wie die Ukraine, einen neuen Weg gehen wollen.

Ist jedoch der Mächtige frei?? Mein Inneres sagt dazu ein klares »Nein«, denn Macht will immer mehr und dieses Mehr macht unfrei.

.....

Ein freier Mensch zu sein bedeutet für mich nicht, alles tun zu können, was ich will. Denn so wie wir in Polarität leben, brauchen wir im Zusammenleben auch Regeln und sollten unsere ganz persönlichen Grenzen kennen. Die Zeit und vermutlich auch das Recht der Jugend ist es, diese Grenzen auszuloten... Natürlich sind Kindheit, Familie und das Umfeld prägend, um Freiheit zu spüren. Ich denke aber die Mehrheit... muss sich im Laufe des Lebens innere Freiheit erarbeiten und bewahren.

.....

Inzwischen dauert der Krieg in der Ukraine schon zwei Monate, und es sind furchtbare Dinge geschehen. Ich mag das Thema Freiheit gar nicht abschließen, solange man nicht weiß, wie dieser Krieg endet.

.....

Bleiben wir zuversichtlich... denn Freiheit ist nicht alles, aber ohne Freiheit ist alles nichts.



❧

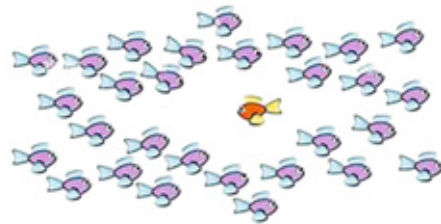
...gegen den Rest der Welt

von Tamina Mast, Sindefingen

»Freiheit ist auch immer die Freiheit des Andersdenkenden«, ist ein Zitat von Rosa Luxemburg, welches ich leicht abgeändert habe. Was bedeutet es überhaupt »anders zu denken«? Denkt nicht jeder Mensch anders, da jeder individuell ist?

Begriffe wie »Mainstream« sind uns allen bekannt. Übersetzt bedeutet es so viel wie »mit dem Strom schwimmen«, denn da, wo sich die meisten Fische im Teich tummeln, ist es am einfachsten, den Anschluss zu finden.

Jedoch, wollen wir ständig mit dem Strom schwimmen? Es gibt doch im Leben recht häufig Situationen, wo wir gänzlich anderer Meinung sind... und diese Meinung ist dadurch nicht automatisch falsch.



Ich war schon von klein auf eine etwas eigenwillige »Gegen-den-Strom-Schwimmerin«. Wenn in der Krabbelgruppe alle im Kreis saßen und gesungen haben, wollte ich in der Ecke weiterspielen. Irgendwann habe ich mich widerwillig in den Kreis begeben und einfach nicht mitgesungen. Auf dem Nach-Hause-Weg mit meiner Mutter oder Oma habe ich dann jedes einzelne Lied alleine gesungen. Eben dann, wann ich wollte.

.....

Anders zu denken, anders zu sein als die Mehrheit erfordert Mut, und genau den hatten auch Marlene und Christine in »Der Palast«, als sie sich nach fast 28 Jahren in der DDR wieder begegneten... Die eine aus dem »freien« kapitalistischen Westen und die andere aus dem kommunistischen Osten. ...

Zwei verschiedene Welten und doch wollen am Ende alle dasselbe: Meinungsfreiheit, d.h., das zu tun, was sie erfüllt und vor allem, die Freiheit zu *lieben*, wo und wen auch immer sie wollen.



Was Freiheit für mich bedeutet

von Ulrike Kirst, Renningen

Das Gefühl von Freiheit, wann habe ich es in meinem Leben empfunden? Ich erinnere mich genau: Im Alter von 19 Jahren nach der frisch bestandenen Abiturprüfung war dieses Freiheitsgefühl unbeschreiblich. Die Welt lag uns zu Füßen. Wir konnten studieren, was und wo wir wollten. In eine andere Stadt ziehen, für ein Jahr oder länger ins Ausland gehen, einen Beruf erlernen oder sich in Indien auf Sinnsuche begeben. Gefühlt gab es tausend Möglichkeiten.

Natürlich war auch Unsicherheit mit dabei. Und es gab Wünsche, die an materielle Grenzen stießen, oder der Numerus Clausus war eine schwer zu nehmende Hürde. Aber es überwog das positive Gefühl, sein Leben in die eigene Hand nehmen zu können, ohne vom Staat bevormundet, kontrolliert, gedemütigt, bespitzelt, bestraft... nur weil man auf der Straße seine nicht linientreue Meinung kundgetan hatte und/oder gläubig war. Vielen jungen Leuten wurde im Unrechtsstaat DDR deshalb das Studium oder der Wunschberuf verwehrt.



Und heute? Mein Mann und ich lieben es, mit dem Wohnmobil zu verreisen. Wenn die letzten Koffer verstaут, die Kakteen auf der Fensterbank für zwei Wochen vertrauensvoll in die Obhut des Nachbarn gegeben worden sind, wenn wir die Heckklappe mit Wumms geschlossen und ein paar wenige Meter Asphalt hinter uns gelassen haben, dann ist es plötzlich wieder da, dieses »Uns-steht-die-Welt-offen-Gefühl« von damals, vielleicht nicht mehr ganz so euphorisch wie in jungen Jahren, aber es ist da und macht uns sehr glücklich. Die Reisefreiheit ist ein hohes Gut, für das wir nicht dankbar genug sein können.

.....

Der 24. Februar 2022 war eine Zäsur. Ich war deshalb so schockiert und bin es noch, weil ich mich in meiner kleinen heilen Welt so gemütlich eingerichtet hatte.

Unser westlicher Lebensstil war für mich so selbstverständlich wie die Tasse Kaffee und die Zeitung am Morgen, an deren Zustandekommen man aber keinen Gedanken verschwendet. Leider sind wir Menschen so gestrickt, dass wir Selbstverständliches oft nicht mehr wertschätzen.

Mir ist bewusst geworden, dass die Freiheit eine kostbare Pflanze ist, die gehegt und gepflegt werden möchte, damit sie gedeihen und vor allem überleben kann. Ich gehöre, wie viele andere auch, zu der sogenannten schweigenden Mehrheit, die ihre Meinung üblicherweise nicht öffentlich äußert. Aber nun braucht es genau das, das Einstehen für unsere Werte in welcher Form auch immer.

Ich wünsche mir sehr, dass meine Tochter und alle nachfolgenden Generationen weiterhin selbstbestimmt in Frieden und Freiheit leben können. Ob das wahr wird, liegt in unseren Händen.

Denn »die Zukunft hängt davon ab, was wir in der Gegenwart tun«, wie einst Mahatma Gandhi weise sagte.

Mit Pfefferminz bin ich dein Prinz

von Anke Elsner, Münster

»Draußen ist es grau
Ich sitz' mit dir hier blau
Ob ich mir ein Küsschen klau'?
Nu' lass das doch, du alte Sau
Liebling, lass uns tanzen
Das tut dem Blutdruck gut
Liebling, lass uns tanzen...«
(Marius Müller-Westernhagen)

Ein 16 m² Raum voller junger Menschen, laut den Text mitbrüllend, strahlend, schwitzend, tanzend – jeder für sich, aber trotzdem alle miteinander vereint. Die Fensterscheiben beschlugen, der Teppichboden wellte sich, ein volles Rotweinglas fiel vom Regal, und die ausgelaufene Flüssigkeit wurde mit einer derartigen Menge Salz bedeckt, dass diese Stelle noch Jahre später an die Kruste eines ausgetrockneten Salzsees erinnerte. Die in den Ecken platzierten bunten Spots beleuchteten eine Szene enthusiastischen Entzückens.

Und ich mittendrin, rockend und begeistert mitschreiend. Wir kannten alle den Text, eine Mischung

aus Frechheit und Provokation. Aber wen störte das? Wer dachte darüber nach? Der Kopf diente in dem Moment nicht irgendwelchen Überlegungen, sondern kreiste, wackelte oder nickte zum Rhythmus, ohne dass sich Schwindel einstellte. Genau wie der Körper, jung genug, um ohne Knieschmerzen auf der Stelle zu hüpfen, zu twisten oder in die Hocke zu gehen, aus der man schon nach Sekunden wieder hochsprang. Wenn ich jetzt daran denke, dann fühlte ich mich genau in dem Moment frei. Keine Sorgen, keine Ängste, keine Schmerzen, nur ausgelassene Freude. Das ist für mich Freiheit.

Sicherlich eine sehr persönliche Sichtweise. Wie sagte schon Abraham Lincoln: »Die Welt hat nie eine gute Definition für das Wort Freiheit gefunden.« Für den Bewohner eines totalitären Staates, für Angehörige diskriminierter Minderheiten, Unterdrückte, Gefangene, Kranke – die Bedeutung des Wortes hängt von der jeweiligen Lebenssituation ab, es beinhaltet viele Facetten.

Für mich liegt in der Möglichkeit, das Denken für Momente auszuschalten, alles zu vergessen, in der Welt des Körpers, der Musik zu versinken, meine absolute Freiheit, gedankenfrei, nur erfüllt von einem Gefühl der Freude, so wie vor 40 Jahren.

Der Zettel an der Pinnwand umfasst mittlerweile etwa 30 Songs. Immer, wenn ich im Radio einen tanzbaren Titel höre, kommt er auf diese Liste, die Party-Liste; denn im Sommer werden wir – so Corona uns lässt – auf der Tenne unserer Freunde eine große Fete feiern.

Und irgendwann stehe ich auf der Tanzfläche, und Marius Müller-Westernhagen schreit: »Mit Pfefferminz bin ich dein Prinz«; und ich werde mit brüllen und rumspringen, nur für mich, aber mit allen anderen vereint.



Über die Freiheit

von Klaus-Dieter Reichert, Steinenbronn

Opa, was ist für dich Freiheit?

Warum fragst du?

Wir müssen einen Aufsatz schreiben über Freiheit.

Hm, ich sage einfach mal: Luft und Zeit.

Ist das wieder eins von deinen krasen Beispielen?

Ja, aber du musst schon mitdenken.

Wozu braucht man Luft?

Zum Schnaufen, ... zum Reifen aufpumpen, ...

... aufpumpen, ein gutes Stichwort. Nehmen wir eine Luftmatratze. Wozu taugt die?

Im Sommer kann ich damit auf dem Wasser rumpaddeln oder mich beim Zelten drauflegen. Das bringt's natürlich nur, wenn sie aufgeblasen ist.

Und wie kommt die Luft da rein?

Entweder mit einer Pumpe oder man bläst sie mit dem Mund auf. Bitte mach's jetzt nicht so spannend, Opa, ich hab nicht so viel Zeit.

Wenn du keine Zeit zum Aufblasen hast, wird dir die Luma garantiert keinen Spaß machen.

Heißt das, für die Freiheit braucht man Zeit?

Meistens ja. Und warum hast du gerade keine Zeit? Weil ich mich gleich mit meinen Kumpels treffen will.

Was tun?

Etwas, was Spaß macht.

Und dein Aufsatz?

Der hat noch Zeit, aber so viel ist mir inzwischen klar: Für Freiheit muss man was tun, und dafür braucht man Zeit.

Das heißt, du zwackst dir vom Aufsatzschreiben Zeit für deine Freiheit ab?

Ich sehe, du denkst mit, Opa.

Wann hat denn dein Papa Zeit für dich?

Wenn er nicht arbeiten muss, wenn er der Mama nicht helfen muss ...

... auch wenn er zum Fußball *muss*?

Das macht er doch gern, weil es ihm Spaß macht. Das ist ihm so wichtig, dass er sagen kann: *Die Freiheit nehm ich mir.*

Und, was sagt deine Mama?

Die Freiheit lass ich dir. – Dann hab ich meine auch.

Weißt du, absolute Freiheit gibt es nicht. Es gilt,



Austausch relevanter Lebensfragen: Opa und Enkel.

Rücksicht auf andere zu nehmen und einzusehen, dass manche Dinge einfach getan werden müssen. Da hilft kein Lamentieren. Wenn dir das klar wird, kommt es dir von Fall zu Fall fast schon wie Freiheit vor.

Das heißt ja, ich kann mir Freiheit auch einreden?

Ja, aber Unfreiheit redet man sich leichter ein.

Und das Tollste ist, du darfst sogar laut über beides reden.

Das werde ich für meinen Aufsatz verwenden. Was denkst du, wie viele Aufsätze *muss* ich noch schreiben, bis ich einen als *freiwillig* ansehe?

Das kann Jahre, vielleicht sogar ein Leben lang dauern.

Oh je! Sorry, Opa, jetzt muss ich aber wirklich zum Chillen. Danke, übrigens. Tschüs!

Heh! Ein ganz wichtiger Aspekt ist, dass man lachen kann und darf. Ob er das noch gehört hat? Ich glaube, er hat ein bisschen was von mir.



Freiheit

von Dr. Rüdiger Schippert, Weil der Stadt

Freiheit – dieses Wort hatte für mich schon seit meiner Jugend immer einen besonderen Klang.

Man sagt, Freiheit und Sicherheit seien Gegensätze, übergroßes Sicherheitsbedürfnis schränke die Freiheit ein, und ein Mehr an Freiheit könne auf Kosten der Sicherheit gehen. Für mich war die Freiheit – so wichtig ein Grundmaß an Sicherheit ist – immer der wichtigere Begriff.



Stadtzentrum von Punta Arenas, Chile.

commons.wikimedia.org | Andreas Faessler | CC-BY-SA-3.0

Eine der für mich wichtigsten Freiheiten ist die Reisefreiheit. Ich liebe Südamerika und durfte einige bis zu zwei Monate dauernde Rucksackreisen dort erleben. Wenn man in einer argentinischen Stadt seine Weiterreise mit einem öffentlichen Bus plant und noch nicht weiß, wo man die nächste Nacht schlafen wird, oder wenn man mit einem chilenischen Schiff, begleitet von Delfinen, über die Maghellanstraße von Punta Arenas nach Feuerland fährt, so sind dies unglaubliche und unvergessliche Momente der Freiheit, wobei die Sicherheit in diesen Momenten keine große Bedeutung hatte.

Die Schönheit des peruanischen Hochlands, der Sternenhimmel in der Atacamawüste, die Herzlichkeit der kennengelernten Menschen, all das rief ein Gefühl vollständiger Freiheit in mir hervor, das ich gegen nichts hätte eintauschen wollen.

Für ein sehr hohes Gut halte ich auch die freie Meinungsäußerung, wie sie im Grundgesetz ja geschützt ist. Freiheit von Presse, Funk und Fernsehen, Internet und Social Media ohne Cancel Culture, Ausschluss unbequemer Meinungen oder gar Sanktionierung missliebiger Ansichten und Ausdrucksweisen sind dabei ebenso wichtig wie angstfreie Kommunikation mit den Mitmenschen. Auswüchse der Gedankenkontrolle wie Stasi, KGB oder Gestapo darf es nie wieder geben.

Andere Freiheiten betrachten wir bei uns schon als selbstverständlich, obwohl sie es, weltweit gesehen, keineswegs sind. Freie Religionsausübung etwa wird sowohl in kommunistischen Ländern wie Nordkorea oder China als auch in islamischen Staaten massiv eingeschränkt bzw. verboten und nicht selten mit dem Tod bestraft (Nordkorea, Afghanistan, Iran).

Auch die freie Wahl des Wohnorts oder des Berufs ist noch lange nicht überall selbstverständlich. Teilweise ist daran staatliche Repression schuld, teilweise aber auch die Problematik, in Armut, Kriegs- oder Katastrophengebieten aufgewachsen zu sein und nicht die entsprechenden Chancen gehabt zu haben.

.....

Noch immer leben wir in einem Land, in dem viele Freiheitsrechte existieren. Sorgen wir dafür, dass dies auch für kommende Generationen noch weiterhin gilt und wehren wir allen Versuchen, Freiheiten zu beschränken!





Was Freiheit für mich bedeutet

von Hans Braun, Leonberg

Freiheit ist kein Eigenheim,
sie lebt vom Kollektiv,
nie gilt sie als stubenrein,
weil sie mit vielen Freiern schlief.

.....

Freiheit formt das Gipfelkreuz
am Horizont der Wünsche,
doch trägt sie der Verführung Reiz
im Farbton dünner Tünche.

Der Macht dient sie zu gerne
als Waffe des Versprechens,
an Uniformen glänzen oft der Vielzahl Sterne
als Lobeshymnen dogmatischen Verbrechens.

.....

Freiheit ruft nach Diskussionen,
in der Meinungen sich wiegen,
damit der Freiheit Visionen
eine Vielzahl Kinder kriegen.

Der Zweck der sozialen Netze
heißt Nehmen und auch Geben,
ungerecht sind die Gesetze,
wo Kapital die Leistung überkleben.

Freiheit braucht ein Fundament.
Gerechtigkeit als Pendelschwinge,
trotzdem der Perfektionismus hemmt,
danach Streben – ist das Maß der Dinge.

.....



Corinna und die Freiheit

von Alena Smuda, Rheinfelden

Corinna Wandlauger ist keines dieser Mädchen, die die ganze Zeit Aufmerksamkeit suchen. Sie gehört zu denen, die ruhig in der Ecke sitzen und ein Buch lesen. Ihr langes braunes Haar fällt ihr meistens ins Gesicht. Ihre dunklen schokoladenbraunen Augen durchbohren jeden. Sie wohnt in einer kleinen Wohnung am Ende der Stadt. Ihre Mutter führt eine kleine Tierarztpraxis.

Am Nachmittag, wenn Corinnas Mutter mal wieder in der Praxis ist, legt Corinna sich meistens aufs Bett und denkt nach. Bis ihr kleiner Bruder kommt. Mit einem nervigen einjährigen Bruder ist es gar nicht so leicht, sich dann auch noch den Schulaufgaben zu widmen. So sitzt die 11-Jährige meistens noch gegen 22 Uhr am Schreibtisch.

So sitzt sie auch an einem Montagabend wieder einmal an ihren Hausaufgaben. Corinna passt in der Schule gut auf, jedoch ihre letzte Note war nur eine Drei. In Corinnas Schule gibt es nur eine Note, die aus allen Noten berechnet wird. Zu einer Drei kam es vermutlich, weil Corinna eher schüchtern ist. Und wenn sie bis Mitternacht an ihren Hausaufgaben sitzt, kommt es schon mal vor, dass man morgens müde ist. Zum Glück war sie nicht die Schlechteste, aber auch nicht die Beste. Eleni, die Streberin, hatte natürlich eine Eins! Wie sie das wohl hinbekommen hat?

.....



Es braucht Kraft, den eigenen Weg zu finden

von Daniela Mieth, Leonberg

Wer kennt sie nicht, die Geschichte vom »Verlorenen Sohn« aus dem Lukas-Evangelium. Ein Mann mit seinen zwei Söhnen. Der ältere Sohn fleißig, gehorsam und der Jüngere ein Sausewind, der das Leben liebt.

.....

Die ersten Sonnenstrahlen des Tages streicheln mein Gesicht. Die Amsel, auf Nachbars Giebeldach, die zum Morgenkonzert eingeladen hatte, singt nur für mich, so scheint es. ... Ich fackele nicht lange und beschließe nach einem guten Frühstück, meinen kleinen Rucksack für ein Picknick zu packen. ... Meine Teenager-Tochter, die mit Mitte Zwanzig noch bei mir wohnt, scheint meine Freude, die der Sonntag mit sich bringen würde, nicht zu teilen.

.....

Am späten Nachmittag kehre ich von meinem Ausflug zurück. Nanu, warum liegt ein Brief auf dem Wohnzimmerisch? Adressiert mit meinem Name – *Für Mama* – denke ich verwundert. »Mama, es tut mir leid, aber sei nicht böse«, so die ersten Zeilen, »aber ich halte es in meiner Ausbildung nicht mehr aus.« ... Enttäuschung und Fassungslosigkeit überkommt mich.

Ich habe ihr Verhalten der letzten Monate falsch gedeutet. Ich kann sie nicht mehr umstimmen. Ihr Plan von der Freiheit ist schon längst gefasst.

.....

Eine Wohnung, 120 Kilometer weit weg von mir, hatte meine Tochter schon gefunden. Ich ließ sie ziehen, denn Freiheit geht seinen eigenen Weg. Mit Hilflosigkeit und schmerzdem Herzen, meine Tochter verloren zu haben, war ich dieser Situation hilflos ausgeliefert.

.....

Im Alltag ließ ich mir nichts anmerken und funktionierte wie immer, aber sobald die Tür hinter mir ins Schloss fiel, tat sich ein schwarzes Loch auf. – Eine WhatsApp mit der Nachricht, es ginge ihr gut – konnten meinen Gemütszustand nicht verbessern.

.....

Es klingelt an der Haustür. Vor mir steht wohlbehalten meine verloren geglaubte Tochter. – Sie erzählt mir, dass sie schon nach kurzer Zeit von dieser bayrischen Firma abserviert wurde und es ihr danach gar nicht gut ging. Aufgeben hat sie für sich nicht als Option gesehen. Sie fasste Mut, ging zu ihrer alten Lehrstelle und bekam den Ausbildungsplatz zurück. Eine kleine Wohnung, ganz in meiner Nähe, hatte sie auch gefunden.

.....

Ich helfe heute meiner Tochter, wenn sie Hilfe braucht, ansonsten lasse ich ihr ihre Freiheit. Wir sind heute enger verbunden als je zuvor. Beim Umzug meiner Tochter in die neue Wohnung stellt sie sich auf einmal neben mich, schaut mich an und meint: »Mama, du bist so stark.« »Ich bin stark, aber nur, wenn ich es sein muss«, erwidere ich. »Aber du, mein Schatz, bist das mutigste und tapferste Mädchen, dass mir je untergekommen ist. Seinem inneren Ruf zu folgen, hat viel Kraft und Entschlossenheit gekostet. Aber im Nachhinein zu erkennen und einzugestehen, dass der Weg nicht der Richtige war und umzukehren, zeigt große Stärke.«



Eine Kurzgeschichte aus dem Alltag

von Werner Suppanz, Leonberg

Immer schneller reagiert man im Alter allergisch auf eine erzwungene Freiheitseinschränkung. Die Situation und die Umwelt verlangen es, sagen die einen. Die Be-

stock.adobe.com | Vladimir Voronin



Behinderung schränkt die Bewegungsfreiheit erheblich ein.

troffenen sagen meistens NEIN! Das führt oft zu Komplikationen zwischen den Generationen. Die Angst vor dem Verlust der Freiheit ist allgegenwärtig. Besonders, wenn die geistigen und körperlichen Kräfte nachlassen.

Da ist zum Beispiel eine 101-jährige Frau. Sie war einmal eine erfolgreiche Zahnärztin. Jetzt kann sie nicht mehr laufen, sie ist auf einen Rollstuhl angewiesen. Die Stützen für die Füße hat man weggemacht, damit sie beim Aufstehen nicht über sie stolpern kann. Oft hilft ihr eine 86-jährige Nachbarin. Wie sie sagt, beim Runddrehen. Die 101-Jährige schleift natürlich ihre Füße am Boden. Die Pflegerin, die das sieht, schreit die 86-Jährige an, sie soll das Rumschieben des Rollstuhls sein lassen, die Strümpfe gehen beim Schleifen kaputt. Das ist eigentlich die einzige Beschäftigung, die die 86-Jährige noch hat. Die Freiheit, für jemanden etwas tun zu können, erfüllt sie mit Genugtuung. Nun sitzt die 101-Jährige, die voll bei Sinnen ist, allein am Tisch, den Kopf auf die Tischplatte gelegt und weint bitterlich. Sie schreit verzweifelt: »Ich muss aufs Klo.« Die Betreuerin faucht zurück: »Du warst erst vor einer Stunde.« Sie packt die Einkaufstasche, und weg ist sie. Die 86-jährige Nachbarin hört das Zuschlagen der Türe. Man glaubt es kaum, wie schnell sie ist! Sie streichelt der 101-Jährigen zärtlich über die Wange. »Komm wir drehen unsere Runden, oder musst du aufs Klo?« Ein heftiges Kopfschütteln. Die Diele und anliegenden Zimmer werden zur Rennbahn. Mit offenem Mund und strahlenden Augen genießen beide die Freiheit. »Der haben wir es aber gezeigt!« Auf einmal bleibt die 86-Jährige stehen. Ihr geht die Puste aus. Erschrocken sieht sie einen Mann im Türrahmen stehen. Ein Bär von einem Mann. Seine Igelfrisur und seine kleinen leuchtenden Augen im Vollmondgesicht – eine außergewöhnliche Erscheinung. »Otto! Otto!« Freudentränen laufen über das furchige Gesicht der über 101-jährigen Mutter. Jetzt hatte sie keine Zeit mehr für ihre Freundin. Ihr Sohn ist da! Die Nachbarin lächelt, und weg ist sie.





Was Freiheit für mich bedeutet

von Werner Suppanz, Leonberg

Wenn man jung ist und den Ruf nach Freiheit hört, fühlt man sich sofort angesprochen. Endlich mal die Enge der Abhängigkeit abschütteln, endlich mal tun und lassen können, was man will. Schnell aber merkt man oder man bekommt es zu spüren: Eine Freiheit ohne sozialen Hintergrund verschiebt nur die Unfreiheit.

Wie schreibt Georg Wilhelm Friedrich Hegel: »Die Freiheit ist die Einsicht in die Notwendigkeit.« Diese aber ist der Rahmen, in dem wir Menschen, ja jegliche Existenz, ausgeliefert sind. Das wissen nicht nur die Gelehrten und Wissenschaftler, das merkt schon jedes kleine Kind. Ist es befreit von Windeln und liegt ungemerkt auf dem Wickeltisch, zappelt es gurrend vor Freude. Wenn es dann nicht beschützt und sein Freiheitsdrang nicht gelenkt wird, kann die Freiheit zur Bedrohung der eigenen Existenz werden. In allen Generationen wussten die Eltern, ein Lied davon zu singen. Besonders bei der Jugend ist nicht immer das Verständnis für eine Einengung der Freiheit vorhanden.

.....

Nach unserem Grundgesetz haben alle das Recht auf Freiheit, es sei denn, man verhält sich gesetzeswidrig.



Gefühle der Zugehörigkeit und der Teilhabe machen die Freiheit aus

von Bernardino di Croce, Sindelfingen

Es gibt dutzend und dutzend von Freiheitsgefühle, die man haben kann, und jeder empfindet die Freiheit möglicherweise etwas anders.

Was mich immer wieder zu grenzenlosen Gedanken spielen bewegt und mir Freiheitsgefühle geschenkt hat, war immer der Anblick endloser Landschaften, wo man in der Ferne am Horizont die Bäume, das Land oder in meiner Heimat das Meer, ohne die Geräusche von Motoren und ohne das Hämmern der Medien, sehen konnte. Selbst in den ersten Jahren als Gastarbeiter in Deutschland, trotz der Härte der Wohn-, Arbeits- und Beziehungsverhältnisse, waren es die Landschaften in der Umgebung von Villingen im Schwarzwald, die mir die Kraft spendeten, zu bleiben.

Als Maurer war ich sehr gefragt. Hier und dort baute ich einen Schornstein, eine Garage oder einen Anbau, natürlich schwarz, aber dennoch eher in Nachbarschaftshilfe und meistens mit dem Eigentümer als Hilfsarbeiter. Die Natur um den Dörfer und die einfache Lebensweise dieser Leute, die mit dem täglichen Kampf, sich etwas aufzubauen, beschäftigt waren, ließen mich häufig und immer dann, wenn ich nahe dran war, die Heimreise anzutreten, wieder heimisch fühlen.

.....



Was Freiheit für mich bedeutet

von Hans Braun, Leonberg

Freiheit und Gesundheit bedingen einander wie Sonne und Regen für die Natur. Freiheit ohne Gesundheit und umgekehrt kann nur eingegrenzt wirken. Beide bedürfen einer bewussten Aufmerksamkeit, um vor Abhängigkeiten zu schützen. Der Weg zur Gesundheit ist durch gesetzliche und mediale Ausführungen mehr oder weniger bekannt.

Anders die Freiheit, deren Anteil am Wohlbefinden einen ähnlichen Stellenwert besitzt, aber oft unbemerkt bleibt, weil ein großer Teil der Freiheit in westlichen Ländern zur Selbstverständlichkeit geworden ist. Freiheit ist ein individueller Anspruch, der aber in seiner Bedeutung erst mit einem gewissen Bildungsgrad größere Lautstärke erhält. Auf unterer Bildungsebene bestimmt ausbeutende und unterdrückende Konditionierung den Grad des Freiheitsanspruchs. So wurde von den Sklaven ihr Status der Ungleichheit größtenteils nicht bewusst wahrgenommen.

Das wohl am leichtesten erkennbare Siegel der Freiheit ist das Recht auf freie Meinungsäußerung. Nur in einer demokratischen Staatsform lässt sich Meinungsfreiheit verwirklichen.

.....

Freiheit an sich beansprucht einen Gemeinschaftsinn, weil nur dort eine friedliche Basis gewährleisten kann, dass Freiheit ihre Flügel ausbreiten kann.

.....

Der Begriff Religionsfreiheit entpuppt sich bei genauer Betrachtung als Stolperstein der Freiheit. Warum? Weil Religionsfreiheit, wenn sie den persönlichen Rahmen verlässt und sich dogmatisch institutionalisiert, die Freiheit des Andersdenkenden diskriminiert.

.....





Was Freiheit für mich bedeutet

von Ingrid Michel, Renningen

Bevor das Thema »Was Freiheit für mich bedeutet« angesagt war, habe ich mir eigentlich keine Gedanken dazu gemacht. Schließlich lebe ich in einem freien Land, gemäß unserer Nationalhymne »Einigkeit und Recht und Freiheit.«

.....

Frei zu sein heißt allgemein, das Recht zu haben, das zu denken, das zu sagen und das zu tun, was man will und vor allem so zu handeln, was für ein Empfinden richtig und vertretbar ist, ohne Anderen zu nahe zu treten (Redefreiheit). Ich nehme mir zum Beispiel das Recht (die Freiheit) heraus, auch einmal Menschen gegenüber Kritik zu üben, ohne sie zu verletzen oder zu diskriminieren. – Ich nehme mir aber auch die Freiheit und das Recht heraus, NEIN zu sagen, obwohl vielleicht eine andere Antwort von mir erwartet wird.

.....

Leider kennt man das Wort »Freiheit« oder »Recht« und deren Sinn nicht überall auf der Welt. In vielen Ländern der Welt gibt es diese Begriffe nicht oder sie werden ignoriert. – Unterdrückung der Frauen, Mädchen, die zwangsverheiratet werden. Mädchen, die an irgendeinen Mann »verkauft« werden, damit die eigene Familie überleben kann.

.....

Wenn alle Menschen dieser Welt die Freiheit des Nächsten respektieren und achten würden, käme es nie wieder zu einem Krieg, denn es gibt keine Freiheit ohne gegenseitiges Verständnis.



Was Freiheit für mich bedeutet

von Gertrude Track, Leonberg

Ein Begriff mit tiefer Bedeutung. Ein Begriff, der ... beachtet werden muss. Eine Situation, die sich unterschiedlicher kaum darstellen lassen könnte, wie durch den Satz: »Ich könnte, wenn ich wollte, oder ich würde, wenn ich dürfte.«

Ist mit dem Wunsch nach Freiheit die große oder die kleine Freiheit gemeint. Die große Freiheit, die es sowieso nicht gibt, denn überall sind Grenzen aufgezeigt, die

ein guter Bürger nicht verletzen sollte, oder die kleine Freiheit im privaten Bereich.

.....

Meine Freiheit, wo ist sie ? ... Wo beginnt eine Freiheit, denn die Freiheit ist nicht unendlich? ... Deswegen auch Regeln, damit jeder Mensch die Möglichkeit erhält, sich in Freiheit bewegen zu können. Schwierig wird es, wenn die eigenen Kräfte nicht mehr ausreichen, die tägliche Versorgung zu gewährleisten. ... Wie lässt man Hilfe zu, ohne abhängig zu werden?

Die Erhaltung der Eigenständigkeit bedeutet die größten Schwierigkeiten, weil sie mit dem Loslassen von Gewohnheiten eng verknüpft ist. ... Je mehr ich mich mit dem Thema Freiheit beschäftigte, umso mehr erkannte ich, wie sehr wir in diesem Wunschdenken nach der eigenen Freiheit gefangen sind.



Registriernummer R 179/12974

von Daniela Mieth, Leonberg

»Sehr geehrte Nazi-Schergen, ...

Ist Ihnen die Registriernummer R 179/12974 bekannt? ... Anna Pauline Müller, geb. Schönfelder. ... Ich wusste bis kurz vor Weihnachten auch nichts von ihr, aber dank des unermüdlichen Eifers meiner Eltern, insbesondere meines Vaters, der sich der Ahnenforschung verschrieben hat ..., ist ein verborgener Teil unserer Familiengeschichte ans Licht gekommen. Anne Pauline Müller geb. Schönfelder ist oder besser gesagt, war meine Urgroßmutter. ... Ich will und kann mir nicht vorstellen, welche schmerzhaften, grausamen, sowie menschenverachtenden Verfahren und Experimente im Zuge der nationalsozialistischen Rassenlehre an meiner Urgroßmutter und Tausenden von anderen Menschen vollzogen wurden. ...«

Wann werden wir je verstehen, dass wir nur in Frieden leben können, wenn wir uns gegenseitig respektieren und akzeptieren. Wir sind nur Reisende in dieser Welt. Gäste auf Zeit. Deshalb lasst uns einen Anfang machen, indem wir einen Menschen »Mensch sein lassen« mit seinen Handicaps, seinen Schwächen und Stärken und mit seiner ganzen Vielfalt und Schönheit.





Freiheit – ein großes Wort mit vielen Facetten!

von Sigrid Ott, Sindelfingen

Ich bin im Jahr 1945 – am Ende des Zweiten Weltkriegs – geboren. Mein Vater verstarb, als ich 19 Jahre alt war, und meine Mutter – gerade mal 41 Jahre jung – musste uns zwei Kinder allein großziehen. Zu meiner Mutter pflegte ich ein inniges Verhältnis. Ich empfand sie als meine »beste Freundin«.

Für meinen Mann war es selbstverständlich, dass die Mutti fest in unsere Familie integriert wurde. So, glaube ich, wollten wir den »Verlust« unseres Vaters egalisieren und rückten somit immer enger zusammen, teilten Freud und Leid.

25 Jahre wohnte sie bei uns im Haus. Doch die letzten vier Jahre ihres Lebens mussten wir sie schweren Herzens ins Pflegeheim geben, da sie aus gesundheitlichen Gründen die Treppen nicht mehr gehen konnte. Die Fürsorge blieb, aber eben anders.

Im März dieses Jahres starb sie mit 99 Jahren, und wir durften sie bis zum letzten Atemzug begleiten. Und nun? Kürzlich sagte ich zu meinem Mann: »Weißt du eigentlich, dass wir jetzt »vogelfrei« sind?! Wir sind »frei«, aber es fühlt sich nicht wirklich frei an.«

Frei von vielen Besuchen im Pflegeheim, verbunden mit Verpflichtungen und Aufgaben. Eine *Freiheit*, die wir erst lernen müssen!



Das Gedicht des Krieges

von Sören Feistel, Mehltheuer/Vogtlandkreis

*Man sagt, im Gefängnis zählt man Tage und Stunden
Hier, dort, wo ich nun bin, geht's oftmals nur um Sekunden*

*Ein schmaler Grat zwischen Leben und Tot,
Umgeben von Leichen, Kummer und der allergrößten Not.*

*Kann es einfach nicht mehr sehn, hab es so satt.
Bin vor Sorge schon längst mehr als nur platt.*

*Schließe die Augen, wünsch' mir, jetzt in der Heimat
bei meinen Freunden, bei meiner Familie zu sein,
fange dabei vor Verzweiflung an zu wein'.*

*Tränen kullern über die Wangen,
Über mein mittlerweile entstelltes Gesicht.*

*Eins weiß ich genau ein Happy End gibt's hier für
niemanden – auch für mich nicht.*

*An welchem Ort mag das alles nur sein?
Es kann wohl nur das Schlachtfeld selbst sein!*

*Bin nun Soldat in einem völlig sinnlosen, ja völlig sinn-
losen Kampf. – Fernab der Realität, ist so schlimm hier,
ja, es ist die reinste Hölle, es ist der reinste Krampf.*

.....



Freiheit

von Andrea Steves, Gäufelden

Wer hätte das gedacht: Freiheit ist wieder ein heikles Thema. Wer darüber schreibt, kann keine Belohnung erwarten, sondern eher Schelte als Dummschwätzer oder Rechtsextremer. Bin weder – noch, aber solche Sprüche wie »Wir achten aufeinander«, »Wir übernehmen Verantwortung« kommen mir doch sehr bekannt vor.

Für uns klangen die Sprüche so: Wir kontrollieren und petzen. Das Kollektiv weiss alles, und vor allem alles besser. Andere Meinungen sind nicht erlaubt und werden bestraft. Steht schon in der Bibel, dass sie sich immer neue Experten nach ihrem eigenen Gutdünken suchen werden, weil sie etwas hören wollen, nachdem ihnen die Ohren jucken. Sie werden dadurch immer mehr von der Wahrheit abkommen.

Der Dichter Matthias Claudius hat das in dem Lied »Der Mond ist aufgegangen« so treffend ausgedrückt:
*»Wir stolzen Menschenkinder
sind eitel arme Sünder und wissen gar nicht viel.
Wir spinnen Hirngespinnste und treiben viele Künste
und kommen weiter von dem Ziel.«*

.....



Libertas

von Vanessa Boecking, Düren

Freiheit wird von dem Wort *libertas* aus dem Lateinischen abgeleitet. Darunter versteht man im allgemeinen, ohne Zwang entscheiden zu können. Nun fange ich euch ... als Autor:in einmal selbst: »Konntet

ihr während der Corona-Pandemie frei entscheiden?« Die Antwort dürfte eindeutig sein: Unsere Freiheit war und ist in dieser Zeit eingeschränkt.

Ich selbst erinnere mich noch an die Anfangszeiten vor dem Ausbruch der Pandemie. Ich befand mich mitten im Training mit einer Wandergruppe und bereitete mich auf meine Teilnahme beim »Rennstike World Championship« in der Disziplin Marathonwandern vor. Bis zur Verbreitung von Corona lief alles Bestens. Ich sah mich schon förmlich im Geiste am Ahorn Berghotel im Kurort Friedrichroda mit anderen Mitstreitern in Startposition. Dieser Marsch ist für seine 1.500 Höhenmeter bekannt, die es in sich haben sollen. Und was wurde daraus?

Niente! Statt diese Höhenmeter erklimmen zu können, machte mir und anderen Sportbegeisterten Corona einen Strich durch die Rechnung.

.....



Vom Urlaub zurück... und gleich wieder weg...

von Ilonka Martin, Bad Bergzabern

Nach vielen Wochen Urlaub bin ich wieder zurück. In meiner Wohnung liegen Berge voller Haare. Mein Gott, was ist hier passiert? Viele Gedanken umkreisen mein Gestirn, und ich beginne zu frieren. Ich stelle meine Koffer in der Diele ab und gehe durch die Wohnung. Kopfschüttelnd fällt mein Blick immer wieder auf die Haare. Befremdet schaue ich mir meine Wohnung an, die sich mitten in einer industriellen Großstadt befindet. Eigentlich ist das nur eine geschäftliche Adresse und hat irgendwie nichts Privates an sich. Nicht weit davon befindet sich der Konzern, in dem ich als Sekretärin arbeite. Zögernd öffne ich die Tür, angstvoll schaue ich mich um. ...

Meiner Freundin überließ ich die Wohnung für einige Tage, denn sie war zu Besuch aus Fehmarn angereist. Jedoch, sie war wohl nicht allein, das merkte ich sofort. ... Ich rufe meine Freundin an. Sie meldet sich. Erlösend hole ich tief Luft und erzähle ihr von meiner Reise. Dann erwähne ich meine Wohnung, die total haarig zurückgelassen wurde. Daraufhin lachte sie und tröstete mich. »Weißt du, ich bin vor ein paar Stunden angekommen. Den Staubsauger konnte ich bei dir in der Wohnung nicht finden.«



Ilonka Martin

Am Meer ist es viel schöner als in einer Industriestadt.

Ich entspannte mich. Gott Sei Dank, sagte ich zu ihr, und wir beendeten unser Gespräch. Meine Urlaubsreise fiel mir wieder ein, und ich entschloss mich, meine Wohnung zu verkaufen. Ich ziehe um in meinen Urlaubsort! Am Meer ist es viel schöner als in einer Industriestadt.

.....



Freiheit

von Hans-Dieter König, Ehningen

*Grenzenlose Freiheit wird es nie geben!
Wir sollten erkennen, dass wir in Grenzen leben!
Wir sind begrenzt – in unserem Denken, unserem Wissen und unserer Intelligenz.
Wir sind begrenzt – in unserem Können, unserer Kraft und unserer Leistung.
Wir sind begrenzt – in unserer Toleranz, unserem Umgang und unserem Verhalten.
Wir sind begrenzt – in unseren Gefühlen, unserer Stimmung und unserer Lebenslust.
Wir sind begrenzt – in unserer Gesundheit, unserem Wohlbefinden und unserer Lebensdauer.
Wir sind begrenzt – in unserer Kindheit, unserer Jugend und unserem Alter.
Wir sind begrenzt – in unserem Frieden, unserer Gewalt und unserer Selbstbeherrschung.
Wir sind begrenzt – in unserem Glauben, unserem Anderssein und in unserem Miteinander.
Wir sind so begrenzt, dass wir nicht spüren, welche Freiheiten wir wirklich haben.
Können wir unsere Freiheiten genießen?
Spüren wir noch, was wir alles haben und können wir daraus wirkliches Erkennen haben?*

.....



*Freiheit ist, zufrieden leben können,
achtsam sein für dein Umfeld,
den Menschen, für Dich.*

*Grenzenlose Freiheit – das gibt es nicht,
wir leben mit unseren physischen Grenzen,
wir leben mit unseren psychischen Grenzen,
wir leben im friedlichen Umgang mit Menschen,
mit allem, was uns umgibt.*

*Wieviel Unterdrückung, Ungerechtigkeit,
Armut, Hunger und Chancenlosigkeit
gibt es auf dieser Welt?
Frei sein im Denken, im Handeln –
auf welchem Niveau fühlen wir uns denn
unserer Freiheit beraubt?*

*Was wir haben – ist es uns bewusst?
Freiheit im Denken,
Freiheit im Glauben,
Freiheit im Tun,
Freiheit beim Entscheiden,
Freiheit in der Liebe,
Freiheit in der Kleidung,
Freiheit beim Reisen,
Freiheit in der Partnerschaft,
Freiheit im Sozialstaat,
Freiheit in der Demokratie,
Freiheit in der Politik,
Freiheit bei der Arztwahl,
Freiheit bei der Berufswahl,
Freiheit bei der Partnersuche,
Freiheit in der Freizeit,
Freiheit in der Kultur,
Freiheit beim Reden,
Freiheit beim Schreiben,
Freiheit ...
Bei allen Freiheiten in unserem Leben,
vergessen wir meist das Dankbarsein.*



Ein Meer von Blumen von Susanne Albrecht, Zweibrücken

Unser aller Stolz – ein Park wie kein anderer:
»Europas Rosengarten«. Er wurde im Juni 1914 von
Prinzessin Hildegard von Bayern eröffnet. Rosen-
freunde, allen voran der Landschaftsgärtner-Meister
Ludwig Stengel aus der Herzogstadt, haben die
prachtvolle Anlage geschaffen, die mitten in der
Stadt liegt.

»Europas Rosengarten« ist eine Parkanlage ganz
besonderer Art. In stilvoll gestalteter Umgebung von
Gehölzen und Pflanzen, Teichen und Weihern wer-
den auf fünfzigtausend Quadratmeter über sechzig-
tausend Rosen in zweitausend verschiedenen Sorten
vorgestellt. Ein Meer von Blumen!

Gibt es etwas schöneres als die Stadt Zweibrü-
cken? Oder den Rosengarten? Dieser betörende Duft,
der mit dem Beginn der Rosenblüte zu einem blumi-
gen Spaziergang einlädt. ... Den Besuchern des Kul-
turpark »Europas Rosengarten« begegnen die neues-
ten und ältesten, die seltensten und die prächtigsten
Rosen international renommierter Züchter.

.....



IMPRESSUM

Leseheft des 33. Schreibwettbewerbs 2022

Herausgeber

Kreissenorenrat Böblingen e.V.

Verantwortlich für

Inhalt, Redaktion und Lektorat

Peter Renelt, Kreissenorenrat Böblingen e.V.

Schreibwettbewerb

Kontakt beim Landratsamt Böblingen

Sekretariat Jugend und Soziales

Geschäftsstelle Kreissenorenrat

kreissenorenrat@lrabb.de

Gestaltung

Brigitte Ruoff, Stuttgart

brigitte.ruoff@t-online.de

Druck

GWV – Gemeinnützige Werkstätten

und Wohnstätten GmbH Sindelfingen

Bildnachweise

– *Umschlag*: stock.adobe.com | peterschreiber.media

– Alle nicht mit einem Bildnachweis versehenen Abbildungen wurden von den Teilnehmenden zur Verfügung gestellt.

– Sollten Urheberrechte verletzt worden sein, geschah dies unwissentlich.

Auflage: 400 Stück

© 07/2022

Kreissenorenrat Böblingen e.V. Unsere Schwerpunkt-Themen



1. Gemeindevertretungen: Unterstützung der Kommunen, Vernetzung, Erfahrungsaustausch, Musterprojekte im Kreis auf KSR-Homepage
2. Öffentlichkeit: Veränderungen und Chancen des demografischen Wandels aufzeigen, Altersbild in der Öffentlichkeit verbessern
3. Veranstaltungen: Altersrelevante Themen wie Gesundheit, Pflege, Wohnen, Soziale Teilhabe, Vorsorge, Gerontologische Fachtage
4. Coaching – Fit für Bewerbungen: Durchführung von Bewerbungstraining für Schüler*innen im Kreis Böblingen
5. Besuchsdienste: Ausbau vorhandener und Aufbau neuer Besuchsdienste in den Kommunen
6. Pflege: Verbesserung der Bedingungen/Ansehens des Pflegeberufs, Unterstützung der Heimbeiräte, 10 Tipps für die Neuerungen in der Pflege/24-Stunden-Betreuung, Broschüre *Entlassmanagement*
7. Wohnen: Ziel ist, möglichst lange in gewohnter Häuslichkeit selbstbestimmt zu wohnen, Zertifizierung von seniorengerechten Handwerksbetrieben, Förderung altersgerechter Unterstützungs-Systeme (AAL)
8. Patientenbegleitung: Durchführung von Patientenbegleitung in den Krankenhäusern des Kreises mit dem Ziel, Delir und Depression bei älteren einsamen Patienten zu vermeiden. 2019 Gewinn *Deutscher Patientenpreis*, 2020 Sonderpreis *Ferry-Porsche-Challenge*
9. Vorsorgende Verfügungen: Böblinger Patientenverfügung und Vorsorgevollmacht, Vorträge und Beratung, Muster-Formulare, Broschüre *Vorsorge für alle Fälle*
10. PC-Internet: Ausbau von PC-Internet-Teams in den Kommunen, Workshops, Erfahrungsaustausch.



Wenn Sie Interesse haben, an diesen oder anderen Themen in den verschiedenen Organisationen und Vereinen, in Ihrer Gemeinde oder bei uns mitzuarbeiten, freuen wir uns sehr über Ihren Anruf.

Gabriele Wörner | Vorsitzende Kreissenorenrat
Telefon 0 70 31/663-12 34 | kreissenorenrat@lrabb.de
www.kreissenorenrat-boeblingen.de





Klinikverbund
Südwest



Ein erfolgreiches Projekt:

Patientenbegleitung im Krankenhaus

zur Vermeidung von Delir und Depression – ein Projekt des Kreisseniorrats Böblingen in Kooperation mit dem Klinikverbund Südwest und der Einbindung des Vereins FISH e.V. Leonberg.

Kurzbeschreibung: Ehrenamtliche und ausgebildete Patientenbegleiter*innen besuchen ältere Patienten während deren Krankenhausaufenthalt. Ziele dabei sind, Orientierung zu geben und Delir und Depression bei den Patienten zu vermeiden.

Aufgabe der Patientenbegleiter: Die Patientenbegleiter stärken mit ihren Besuchen gefährdete ältere Patienten in ihren Alltagsfähigkeiten und geben Orientierung in ungewohnter Umgebung. Sie übernehmen keine pflegerischen Aufgaben, sondern unterstützen bei der selbstständigen Einnahme von Mahlzeiten, motivieren zum Trinken, lesen aus der Tageszeitung vor, erzählen, machen Spiele und – vor allem – hören zu.

Die Patientenbegleiter*innen: Diese gehören zum Team der Nachbarschaftshilfe FISH e.V. Leonberg, sind unfall- und haftpflichtversichert und erhalten eine



geringe Aufwandsentschädigung. Sie sind eingebunden in das Team der Ärzte und Krankenschwestern, welche die zu begleitenden Patienten auswählen. Monatlich finden Team-Besprechungen statt. Die Ehrenamtlichen erhalten zu Beginn ihrer Tätigkeit eine Ausbildung. Das Projekt gewann 2019 den *Deutschen Patientenpreis* und 2020 den *Sonderpreis der Ferry-Porsche-Challenge*.

Stand des Projekts: Bis Juni 2022 wurden von 65 Ehrenamtlichen über 10.000 Patientenbegleitungen in den vier Kliniken Sindelfingen, Böblingen, Leonberg und Herrenberg durchgeführt – alle mit großer Zufriedenheit der Patienten, der Krankenschwestern und der Ärzte. Verwirrheitszustände und Depressionen sind bei den besuchten Patienten nicht aufgetreten.

Weitere Ehrenamtliche gesucht: Wenn Sie sich für die Tätigkeit eines Patientenbegleiters interessieren, freuen wir uns über Ihren Anruf:

Manfred Koebler
Tel. 0 70 31 / 81 34 17

